

	halbjährig	monatlich
fl.	4. 30 kr.	fl. — 48 kr.
„	6. 30 „	„ 1. 12 „
„	8. 30 „	„ 1. 36 „
„	10. 30 „	„ 2. — „

r Band täglich 2 kr.





Mügge's

Neue Novellen.

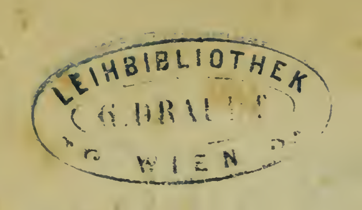
Neue Novellen

von

Theodor Mügge.

Erster Band.

Hannover, 1845.
Verlag von C. F. Kius.


LEIHBIBLIOTHEK
WIEN

Inhalt.



Die schwarze Dame.



An einem Regen= und sturmvollen Winter=abende saßen drei Offiziere von dem Garderegimente der Gensdarmen des Königs zu Berlin beisammen, lachend, rauchend, prahlend und halbtrunken von Wein und Jugendlust. Es waren schöne, stattliche Jüng=linge, wie dies Regiment, das die Blüthen des Adels enthielt, Alle aus den reichsten und edelsten Geschlech=tern des Landes, damals viele aufzuweisen hatte. Ihre goldblitzenden Uniformen waren geöffnet, ihre Pallasche lagen in einer Ecke des Zimmers, die Locken und Zöpfe umflogen ihre erhitzten Gesichter, die be=spornten Füße lagerten sich neben den Flaschen und Gläsern auf dem Tisch; so trieben sie ihr Wesen bis tief in die Nacht. — Wenn unten ein friedlicher Bür=ger jener Zeit vorüberging und den wüsten Lärm hörte, schüttelte er gewiß den Kopf und murmelte einen Fluch vor sich hin, dann aber ging er schneller und sah sich wohl furchtsam um, denn gut war es eben nicht für ihn, wenn etwa die Herren von den Gensdarmen ihn ertappten und Kurzweil in ihrer Art mit ihm trieben.

»Donnerwetter!« rief der Jüngste der Drei, »was fangen wir heut noch an? Das Trinken gefällt mir nicht mehr, Eure Geschichten langweilen mich; warum haben wir keine Mädchen, keine Abenteuer, keinen Spaß? nicht einmal einen Kerl, der gepeitscht werden kann und Gesichter schneiden muß.«

— »Es ist ein Mordwetter draußen, Waldemar,« sagte sein Nachbar. »Das Bürgerpack hat sich in die Nester verkrochen.«

»Wir wollen sie herausholen, die faulen Halunken,« schrie der Dritte. »Laß satteln, Quitzow. Wir reiten ein paar Straßen auf und nieder, und schlagen ihnen die Fenster ein.«

— »Und bezahlen sie morgen mit unserem guten Gelde, wie neulich erst,« erwiederte der Wirth, der der Nüchternste und Verständigste war. — »Doch halt, da fällt mir etwas ein, wir wollen Jagd machen, eine Hetzjagd, eine königliche Hetzjagd!«

»Wo? Wie?« riefen die anderen beiden.

— »Hier auf der Stelle,« schrie der junge Offizier. »Heda! Anton! Anton!«

Ein Diener eilte herbei.

»Geh hinunter und sieh, ob ein Wild sich in unserm Park gefangen hat. Marder, Hermeline, Zobel, Füchse, Bären, es ist alles einerlei, bring es herauf!«

Der Diener eilte davon und brachte nach wenigen Minuten eine große Rattenfalle, deren niedergeschlagene Klappen einen Gefangenen vermuthen ließen. — Beim Anblick der Falle brachen die jungen Leute in ein unbändiges Gelächter aus. —

»Eine Rattenjagd! eine Rattenjagd!« schrieen sie; »Hurrah! Die Hunde herauf, drauf und dran!«

»Hole die Meute, Anton,« rief der Herr von Quitzow lachend.

Nach einigen Minuten kam der Diener mit vier Hunden zurück. Ein Dachs, ein Windhund, ein Hühnerhund und ein zottiger Wolfsfänger stellten sich in einer Reihe auf. Die jungen Herren rückten die Tische mit den Flaschen und die Stühle bei Seite. Raum wurde gegeben, so viel als möglich, die Lichter hochgestellt an verschiedenen Punkten, die Hunde dann an die Falle geführt, ihre Begierden aufgeregt und als sie bellend und zitternd auf den Angriff warteten, wurden die Klappen aufgezogen und die Jagd begann, begleitet von dem wilden Hussa der Jäger, die mit den Füßen stampften und in die Hände schlugen. — Aber statt der einen Ratte sprangen ihrer drei heraus, drei große häßliche Geschöpfe. Die Hunde flogen hinterher, zwischen Stühle und Tische, in die Winkel und Ecken, dem gehetzten Wilde nach. — Die Mobilien schwankten und fielen, der Tisch mit

den Flaschen und Gläsern stürzte über Mörder und Gemordete; von dem Spind fielen die Lichter; die Klagetöne und das Geheul der Kämpfenden vermischte sich mit dem rasenden Gelächter und Beifallsgeschrei der Jäger. Plötzlich fuhren die Hunde zwischen die Stühle, von denen jene das Schlachtfeld überschauten. In ihrer Wuth packten sie sich selbst an. Der Wolfshund faßte den Windhund, dieser den Hühnerhund, die Gestelle brachen, der Eine fiel auf den Andern und im nächsten Augenblicke wälzten sich die Herren, die Hunde, die Ratten und Diener zu einem großen Haufen geballt am Boden unter Trümmern und Scherben und Weinströmen, fluchend, heulend und Hülfe begehrend, durch- und umeinander.

Als das tolle Getümmel am Ärgsten war, ward die Thür aufgerissen und ein vierter Offizier trat herein; an seiner Hand führte er eine verschleierte Dame, die er etwas gewaltsam festhielt. Sie war in einen dunklen Mantel gewickelt; eine schwarze Kappe, tief über den Kopf gezogen, eine Halbmaske und dichte schwarze Schleier umwickelten das Gesicht. — »Was ist das? Zum Teufel! Was macht Ihr da?!« rief der Offizier und darauf schrie er zur halboffenen Thür hinaus: »Macht, daß Ihr fortkommt, Dummkopf, wenn Euch Euer Haupt lieb ist, scheert Euch hin, woher Ihr kommt; diese schöne Maske bleibt bei uns, aber

morgen soll sie Euch auf ewig angehören.« — In dem Augenblick that die Maske einen lauten Schrei des Schmerzes und Entsetzens. Eine der halbtodten Ratten war in ihren Nöthen an den Kleidern der Dame emporgeklettert, sie verwickelte sich in den Schleier und biß sie in den Hals. Zu gleicher Zeit stürzte durch die Thür ein Mann im bunten Domino herein, der mit einem schnellen Griff das häßliche Thier faßte, zu Boden schmetterte, den Offizier so heftig zurückstieß, daß er fast zu seinen Gefährten fiel, und die halbohnmächtige Dame schützend in seine Arme schloß. — Alles das geschah in wenigen Secunden. Ein einziges Licht brannte dazu; die Gefallenen rafften sich auf, die Diener stießen die Hunde fort, der junge Offizier aber, der die Dame gebracht, zog seinen Degen und schrie: »Du wagst es, Deine schmutzige Hand an mich zu legen, das sollst Du büßen, Schurke!«

— »Halt! halt!« rief der Herr von Quitzow und fiel ihm in den Arm, »kein gemeines Blut soll diesen Degen besudeln.«

»Holt die Peitschen,« schrie der junge Waldemar, »wir wollen ihn gerben.«

»Wir wollen sie Beide zusammenbinden,« rief der Zweite.

Während des Lärmens um ihn blieb der Fremde so ruhig, als ginge es ihn nichts an. Er beschäf-

tigte sich mit seinem Schützling, stillte das Blut, das über ihre weiße Schulter floß, band ein kleines Tuch darüber und flüsterte ihr, die ängstlich schweigend und zitternd sich an seinen Arm klammerte, leise Beruhigungen zu.

Erst als die übermüthigen Herren Anstalt machten, ihre Vorsätze auszuführen, wendete er sich zu ihnen um. Von mittlerer Größe, schlank und zart gebaut, schien er klein und schwächlich gegen die Riesenleiber seiner Gegner. Sein Gesicht war bleich, dunkles Haar fiel ohne Band und Puder tief an den Seiten nieder, sein stolzes feuriges Auge gab seinen Zügen Schönheit und Würde. — »Was wollen Sie thun,« sagte er, »eine Gewaltthat zu andern Gewaltthaten fügen? Heißt das ritterlicher Sinn und Adel? Ehren Sie so den Stand, dem Sie angehören, die Familien, zu denen Sie sich zählen?«

— »Ich glaube, der Bursche gehört zu dem schwarzen Vieh. Er ist ein Candidat, und will uns eine Predigt halten,« rief der Eine der Herren.

— »Er muß auf den Tisch steigen!« schrie der Jüngste.

— »Ich denke, er spart seine Worte,« schlug der Herr von Quitzow vor. »Wir wollen die Dame sehen, die Graf Herfurt uns erobert hat; wir wollen

wenn sie schön ist, sie bewundern und ihre Verzeihung erbitten, wo nicht, mag er sofort abziehen.«

Der Graf trat einen Schritt vor, griff nach dem Schleier der Dame und rief: »Gut, mag es so sein. Fort mit der Nacht, laßt die Sonne Eurer Reize aufgehen, Schönste der Schönen.«

Der Fremde stellte sich dicht vor ihn hin. »Das soll und wird nie geschehen, so lange ich lebe,« sagte er.

— »Narr!« rief der junge Offizier, »bist Du so eifersüchtig? Ich dächte, Du müßtest dankbar sein, so leicht davonzukommen.«

»Narr Du selbst!« versetzte der Fremde und seine Hand faßte mit eisernem Druck den Arm des Grafen, indem er ihn starr ansah, »oder vielleicht mehr Trunkenbold als Narr, mehr frecher Wüstling als Trunkenbold. — Wie ein Bandit hast Du friedliche Menschen angefallen, diese Dame gewaltthätig in eine Höhle aller Laster gerissen, mich zu mißhandeln gedroht. Wer bist Du, daß Du das wagen darfst? Giebt es kein Gesetz gegen solche Verbrecher, so muß man sie selbst strafen, und ich will es thun, Andern zur Warnung, wenn ich mich auch nicht so weit herablassen sollte.«

Die kühnen Worte des Fremden brachten auf einen Augenblick ein so maßloses Erstaunen hervor, daß Alle schwiegen; als er aber geendet hatte, erfolgte

ein schallendes Gelächter. — »Der Kerl ist göttlich, auf Ehre!« schrie Waldemar, »einzig in seiner Art. Aber ich sagte es gleich, ich sah es ihm an, er muß gepeitscht werden, gepeitscht! gepeitscht!« und bei diesen Worten griffen er und die beiden andern Herren zu den schweren Hetzpeitschen, die schon auf dem Tisch lagen.

Der Fremde stand ganz ruhig, aber alle seine Muskeln spannten sich sichtbar an, seine Lippen bewegte ein leichtes Zittern und seine Hände ballten sich zusammen. »Ich rathe Euch wohl,« sagte er drohend, »rührt mich nicht an, denn hier gilt es einen Kampf auf Leben und Tod. Und was würde die Welt morgen sagen, was die Stadt, der Adel, der Hof? Euer Übermuth würde nicht ungestraft, Eure Schande nicht verborgen bleiben, selbst Eure vornehmsten Freunde könnten Euch nicht schützen.« Aber diese ruhig gesprochenen Gründe, die viel zu viel Wahres enthielten, um ganz unbeachtet zu bleiben, hätten doch wahrscheinlich wenig genützt, wenn nicht der junge Graf selbst seinen Gefährten ein »Halt!« zugerufen hätte. Er war ein schöner Jüngling von ritterlicher Gestalt und überaus edel geformtem Gesicht, das jetzt in Zorn und Racheluft glühte und doch auch einen gewissen Grad der Beschämung zeigte, den er zu verbergen strebte.

— »Wer sind Sie?« fragte er den Fremden.

»Das werde ich verschweigen,« erwiederte dieser.

— »Und doch können Sie nur nach Maßgabe Ihres Namens und Standes verschieden hier behandelt werden,« rief der Graf. »Sind Sie ein simpler Mensch, ein Nichts, ein Elender, der sich unterstand, mich so frech zu beleidigen, beim Himmel! so will ich die Peitsche gebrauchen, so lange ich den Arm rühren kann; sind Sie Edelmann, so wollen wir unsere Rechnung ausgleichen, wie es sich gebührt, hier auf der Stelle, ohne allen Aufenthalt. Heraus denn mit der Wahrheit,« rief er und stampfte mit dem Fuß auf, indem er sich zur Wuth anzureizen strebte, »heraus damit!«

»Steht es so,« sagte der Fremde. »Nun wohlan denn, ich bin Edelmann.«

— »Ihr Name also?«

»Ich könnte Ihnen den ersten besten nennen,« versetzte der junge Mann stolz, »und Sie wurden es glauben müssen. Meinen Namen aber nenne ich nicht. Ich habe Gründe dafür,« er neigte sich zu der Dame, welche eine heftige bittende Bewegung machte, dann fuhr er fort: »Später werden Sie die nöthige Überzeugung erhalten, übrigens bin ich ohne Furcht vor Ihren Drohungen. Man greife mich an, ich werde mich zu vertheidigen wissen. Sorge Jeder dann für sich.«

— »Gieb die Säbel, Quitzow,« sagte der

Graf nach einer Pause, in welcher er seinen Gegner scharf beobachtete. Diese Worte brachten einen Aufruhr hervor. Die Freunde des Grafen wollten sein Vorhaben nicht dulden, der Herr von Quitzow suchte die Angelegenheit zu vermitteln und wandte alle seine Überredung an, man solle das Pärchen abziehen lassen, das offenbar nichts ausplaudern würde, da es wahrscheinlich selbst ein Geheimniß zu bewahren habe; während er aber vergebens seine Kunst übte, hielt der Herr an der andern Seite ein langes Gespräch, das zuweilen von dem leisen Schluchzen der Dame unterbrochen wurde.

»Nichts soll mich hindern,« rief der Graf lachend, »am wenigsten Deine Bedenklichkeiten. Wir wollen diese kleine Betise jetzt klar und lustig abwickeln. Sie behaupten Edelmann zu sein, gut, ich nehme es an; Sie werden mir später Aufschlüsse geben; ich vertraue Ihrem Worte. Lassen Sie uns also zum Werke schreiten; hier sind zwei Säbel, wählen Sie. Zeigen Sie Ihre Kunst und hüten Sie sich. Sie haben es mit einem guten Fechter zu thun.«

— »Halt, noch einen Augenblick,« erwiederte der Fremde. »Wenn ich etwa schwer verwundet werden oder fallen sollte, so geht diese Dame frei und ungehindert von hier, Niemand fragt, folgt oder belästiget sie.«

»Zugestanden,« rief der Graf, »und wir halten ein, wenn der Eine oder der Andere ruft, daß er genug hat.«

In der nächsten Minute hatte das Gefecht begonnen, das unter dem zweifelhaften Schein der Lichter, in dem schlüpfrigen Zimmer mit Gewandtheit und Geschick geführt wurde. Die Kämpfer trieben sich im Kreise um, bald sich deckend, bald die funkelnden Klingen zu kräftigen, schnell geführten Hieben benutzend, bald klug ausweichend und dann auf einander losstürzend zu einem entscheidenden Angriff. Auf der einen Seite standen die jungen Offiziere, mit lebhafter Theilnahme dem Kampfe zuschauend, auf der anderen die Verschleierte still, ohne Bewegung, wie ein dunkles Gespenst, athemlos hingebeugt über die hohe Lehne eines Stuhls, der ihr zum Anhaltpunkt diente. — Nach einiger Zeit schien die Kraft des Grafen ein wenig zu ermatten, seine Bewegungen wurden langsamer, seine herkulische Gestalt, die den Gegner weit überragte, schwankte unsicher; der Fremde aber gewann dagegen an Beweglichkeit und Ausdauer, seine Streiche fielen schnell und hageldicht; plötzlich sprang er dicht heran, sein Säbel traf den Arm des Grafen, der niedersank, im nächsten Augenblicke den Kopf, die Brust, und der große Körper strauchelte, suchte sich zu halten und stürzte betäubt und blutbedeckt zu Boden.

Eine Scene der heftigsten Verwirrung folgte nun, ein einziger gellender Angstschrei der schwarzen Dame wurde gehört, sie hob die Arme, als wollte sie sich zwischen die Kämpfer stürzen, doch der Sieger warf den blutigen Säbel fort und hielt sie auf. Die Freunde des Grafen eilten zu seiner Hülfe herbei, sie hoben ihn vom Boden empor, trugen ihn auf ein Lager, riefen nach einem Arzt, nach Wasser und Binden und vergaßen fast die Anstifter des Unheils. Als die jungen Herren zurückkamen, waren beide fort und Verwünschungen über das elende Abenteuer, Beleidigungen gegen die schwarze Dame und Vorwürfe, daß man es geduldet, daß Herfurt sich mit einem gemeinen, namenlosen Menschen eingelassen, schallten ihnen nach. — Endlich kam der Arzt, der ein bedenkliches Gesicht machte und unter Kopfschütteln die Wunden verband. Sechs Wochen lag der junge Offizier schwer darnieder, und als der Sommer kam, fühlte er noch so oft die Nachwehen der tiefen Kopfwunde, daß er Urlaub nehmen und sich auf seine Güter zurückziehen mußte, um dort ohne Zwang der Kleidung und fern von den fröhlichen und wilden Gelagen seiner Kameraden, seine gänzliche Heilung zu fördern. — Die vier Freunde hatten sich das Ehrenwort gegeben, über die Vorfälle jener Nacht zu schweigen, der Graf wurde als fieberkrank in den

Listen geführt und der wahre Grund seiner Leiden blieb verborgen, eben so gut verborgen wie die schwarze Dame und ihr tapferer Beschützer. Denn wie viele Mühe sich die jungen Herren auch gaben, diesen zu entdecken, wie oft auch die geheimnißvolle Unbekannte der Gegenstand ihrer Gespräche und Vermuthungen war, keine Nachforschung war im Stande, ein Abenteuer aufzuklären, das Graf Herfurt oft in trübsinnigen Stunden von ganzem Herzen verwünschte. Nach und nach wuchs sein Unmuth zu einem heftigen Groll gegen den jungen Mann und seine schwarze Begleiterin. Er sprach nie davon, aber immer wünschte er mit einer rachsüchtigen Empfindung dem Elenden noch einmal zu begegnen, der ihm dann nicht wieder entwischen sollte. —

2.

Auf seinen Gütern fand er Mutter und Schwester, die ihn mit Sorgfalt empfingen und pflegten. Der Graf hatte große Besitzungen, aber sie waren, wie das Erbe vieler Edlen jener Zeit mit schweren Schulden belastet, eine Folge der sorglosen Verschwendung, des Luxus und der verwilderten Sitten, welche die meisten in den Kriegsdienst, an den Hof oder wenigstens zur Winterzeit in die Residenz, im Sommer

in die Bäder trieben, wo sie in gegenseitiger, schwelgerischer Darlegung ihres Reichthums sich ruinirten. Schulden wurden aufgehäuft, und was der Vater übrig gelassen, verpraßte der Sohn oder der Enkel. So kam es denn, daß, wenn das Landescreditsystem nicht reichte, Christen und Juden ihre Seckel öffnen mußten, und die Verpfändungen mit schweren Zinsen und unter allerhand drückenden und beschämenden Nebenbedingungen abgeschlossen wurden. Auch Graf Herfurt hatte oft genug dazu seine Zuflucht genommen und bei dem alten Eli Waldmann geborgt, dem Seckelmeister des Adels, wie er genannt wurde, denn dieser stand fast ganz und gar in seinem großen Schuldbuche. Eli Waldmann war ein alter Bürger, der in einer der Kreisstädte ein prächtiges Haus besaß, in welchem er ungemein einfach lebte. — Den weitläuftigen Palast einer mächtigen Familie hatte er gekauft, und eine Weberei darin errichtet; er handelte mit Amerika und Asien, seine Schiffe schwammen auf den Meeren, aber in späterer Zeit hatte er sich davon zurückgezogen und aus dem Kaufmann war ein Häuser- und Güterschacherer, ein Speculant und Wucherer geworden. Ob er Jude, Christ oder Heide sei, blieb immer unentschieden; soviel ist gewiß, er ging nie, weder in Kirche noch Tempel, und wenn man glauben konnte, daß er irgend etwas anbete, so war es

sein Mammon, denn er war nach der gewöhnlichen Sage ein Mann, der selbst nicht wußte, wie viel er besaß.

Eines Tages, als Graf Herfurt am Fenster stand, sah er ein sonderbares Fuhrwerk in den Hof fahren. Es war ein ganz kleiner offener polnischer Wagen, eine Art Wurstwagen, der von eben so winzigen, mageren Pferden gezogen wurde. Der Wagen hatte gerade so viel Raum, daß vorn auf dem Brett ein schmutziger halberwachsener Junge in einem abgetragenen Tressenrock sitzen konnte, den andern Theil aber füllte ein alter Mann aus, mit breiten Schultern, kurz und stämmig, mit silberweißem Haar, das hinten zusammengeflochten auf seinen großen graugrünen Rock fiel, und mit einem dreieckigen ganz kleinen abgenutzten Hut bedeckt war, unter dem ein rothes Gesicht voll Fleisch und starken Knochen gutmüthig lächelnd nach ihm aufschaute. Der Graf erkannte sogleich, wer es war, und ein derber Fluch bewegte seine Lippen. — »Da kommt der alte Gauner schon,« sagte er, »der Eli, der Himmel weiß, wie der Schurke mich ausgewittert hat; möcht' er am längsten Stricke hängen.«

Indem er sich umwendete, ging die Thüre auf und Herr Eli Waldmann drängte sich dem anmeldenden Diener nach.

»Unter alten Freunden keine Umstände,« rief Eli, indem er mit seinem mächtigen Buche unter dem Arm auf den Grafen zuschritt und ihm die große rauhe Hand entgegenstreckte.

— »Keine Umstände, mein alter würdiger Freund,« erwiederte der Graf freundlich. »Was sehen Sie munter und wohl aus, Sie werden nie krank oder alt.«

Eli tippte mit einem schalkhaften Blick seiner großen hellblauen Augen auf das Buch und sagte: »Was sollte denn aus meinem Register werden, wenn ich krank würde, und wer sollte dann im Lande umher nachsehen, ob die Schaar meiner edlen Gönner und Freunde sich auch wohl und munter befände? Zu dem alten Elias Waldmann kommen die lieben Herren nicht, sie schreiben ihm zärtliche Briefchen, dem braven, herrlichen Vater Elias, der seine milde Hand immer offen hat; wenn sie aber zuweilen sein Wägelchen erblicken, denkt Mancher wohl: Möcht' er doch am längsten Stricke hängen.« — Er lachte dabei so herzhaft plebejisch, daß das Zimmer dröhnte, und sah den Grafen so schelmisch an, daß dieser roth wurde, denn es war gerade, als hätte der alte Schelm die Kunst, einen durch und durch bis in die Herzen und Nieren zu schauen.

Er legte während dessen Hut und Buch fort und der Graf befahl einem Diener, Wein und Spei-

sen zu bringen, was sich Elias mit einem schmunzelnden Kopfnicken gefallen ließ. — Dann setzte er sich, erzählte Geschichten aus der Provinz, von nahen und fernen Familien, spaßhafte Vorgänge, Anekdoten, Abenteuer; er kannte Alles, er wußte Alles, er erfuhr Alles. Er rechnete an den Fingern her, wie es mit jedem Einzelnen stand; er machte sich lustig, spottete, gab gute Lehren, wurde grob, aber er war verschwiegen in dem einen Punkte, daß nie Jemand erfuhr, wie viel ein Anderer ihm schuldete. Das war ein Geheimniß, das stak in dem großen Buche und Herr Elias ließ Keinen hineinschauen.

Nachdem er gegessen und getrunken, kam endlich der ernsthafte Augenblick der Geschäfte. — »Nun,« sagte der Alte und klappte das Buch auf, »lassen Sie uns doch sehen, wie wir stehen, mein edler Herr.«

— Meinetwegen, würdiger Landesseckelmeister, rechnet zusammen,« lachte der Graf.

»Ah, bah! rechnet zusammen,« rief Elias, »das ist leicht gesagt, aber wer macht den Strich durch die Rechnung?«

»Der Tod!« sagte der Graf vor sich hin.

Elias sah ihn ernsthaft an. »So sprechen die Leichtsinnigen und Verdorbenen, die in den Tag hineinleben ohne Sitte und Recht. Ja, so machen's

die goldenen jungen Herrchen und lassen dann ehrlichen Leuten die Sorge um ihr Ende. — Es steht schlimm genug mit Ihnen, allerdings schlimm genug, auch ohne den Spaß. — Hier fünf Tausend Thaler, da nach fünf Tausend, hier das große Capital und seit zwei Jahren keine Zinsen und eine ganze Reihe von Posten, die der alte Elias nach der Hauptstadt sandte zum Verprassen. — Sie haben schlechte Wirthschaft geführt, Herr Graf. Die Frau Mutter und die Schwester mußten den Winter über hier bleiben, zwei Winter schon, der junge Herr Graf brauchte zu viel, wo soll's herkommen?! Da schnallen sie sich ein Säbelchen an, ein goldbetreßtes Röckchen, reiten theure Pferdchen, tanzen, jagen, lieben, verspielen in einer Nacht Haus und Hof, hauen sich herum um nichtsnutzige Dirnen und machen die tollsten Streiche, als gehörte das zur Ehre, bis sie arm und ungesund nach Hause kommen und ihr Lebelang dafür büßen müssen.«

— »Elias!« rief der Graf heftig und stolz, dann drehte er sich um und sagte lächelnd: »Nun, man verzeiht einem alten, ungebildeten Menschen manches und lacht über seine Grobheit.«

»Wenn man ihn braucht!« rief der alte Mann hohnlachend.

— »Ich verbitte mir aber auf's Ernstlichste jede

Einmischung in meine Angelegenheiten,« fuhr der Graf fort. »Vergeßt nicht, daß zwischen uns eine Grenze liegt, die Ihr zu beobachten habt.«

»Oho!« sagte der Alte, »setzen Sie sich nicht auf Ihr ritterlich Pferd, mein gnädigster Herr Graf, gegen den alten Elias Waldmann, der's halt gut mit Ihnen meint. Er sagt es Ihnen doch tausend Mal und immer wieder, daß Sie schlechte Wirthschaft getrieben, denn an seinen Fingern kann er Ihnen vorrechnen, wie viel von den schönen Gütern eigentlich noch das Ihre ist. Ihr Großvater hat den Ruin angefangen, Ihr Vater hat ihn fortgesetzt. Sie werden ihn vollenden, wenn's nicht anders wird.«

— »Am Ende,« rief der Graf spöttisch lachend, »befreit mich der biedere Landseckelmeister von dieser Last.«

»Thue ich's nicht, thut's vielleicht ein Anderer. Und wenn ich wollte,« rief der alte Mann, heftig auf sein Buch schlagend, und aus seinen rohen gemeinen Zügen leuchtete ein boshafter Triumph, »es könnte Manchem so gehen. Aber nein, Niemand soll sagen, daß ich ein Blutsauger, ein Wucherer bin, Niemand ist da, der sich über mich beklagen kann. Ich warne Jeden, ich halte ihm einen Spiegel vor, das hab' ich bei Ihnen auch gethan.«

— »Was hilft's?« sagte der junge Mann, indem

er sich barsch abwendete. »Ich bitt' Euch, schlagt das verdammte Buch zu. Was wollt Ihr hier, warum kommt Ihr und plagt mich? Wollt Ihr Zinsen, wollt Ihr Geld? Ich habe nichts. Berechnet Euch zum Herbst mit meinem Rentmeister.«

»Der mir auch nichts giebt,« erwiederte Elias, »denn nach dem Herbst kommt der Winter, wo das Leben in der Hauptstadt losgeht, wofür, was da ist, nicht ausreicht.« — Er stand einige Minuten nachdenkend, dann sagte er: »Wollen Sie wissen, weshalb ich gekommen bin? Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Abhülfe aller Noth machen.«

Herfurt sah ihn fragend an.

»Sie müssen heirathen,« sagte der Alte.

— »Sie haben also eine Frau für mich,« rief der junge Herr belustigt. »Haben Sie etwa eine Tochter, Eli?«

»Meine Tochter, wenn ich eine hätte,« versetzte der Wucherer, und ein gewisser stolzer Nachdruck lag in seinen Worten, »würde nie Ihre Frau werden können. Ich habe aber nur einen Sohn.«

— »Der hoffentlich nicht aus der Art geschlagen ist.«

Der alte Mann lächelte. »Sie sollen hören, was ich sage,« sprach er. »Ich kenne das Land; es giebt viele schöne Damen hier, jung, vornehm, schön, aber

reiche giebt es wenige, und häuslich, sittsam, tugendvoll dabei, weiß ich nur Eine. — Das ist ein liebes herziges Kind, wie ein Engel, so fein, so strahlende Augen, ganz Milch und Blut, und wie ein Kobold so neckisch und lustig, klug und munter.«

— »Wer ist denn das Wunderkind?« fragte Herfurt, halb neugierig, halb spöttisch. »Die Tochter irgend eines reichen Wechslers oder Lieferanten.«

»Haben Sie Respekt, gnädiger Herr,« lachte Eli, »das Blut ist von der feinsten Sorte. — Sehen Sie,« fuhr er fort, »vier Stunden von hier, in den Bergen, da steht ein altes Schloß, darin wohnt das schöne Fräulein. Haben Sie den alten Baron Richtenstein gekannt?«

— »Gekannt? nein, aber von ihm gehört. — Er lebte wie ein Uhu, der alte Geizhals.«

»Nun, der ist todt,« sagte Eli, »vor drei Monaten ist er gestorben, das Fräulein ist sein einzig Kind, und ich bin ihr Vormund.«

— »Sie?« rief der Graf.

»Ich,« versetzte Eli. »Wenn's auch sonderbar klingt, aber es ist so. Der alte Herr wollte nichts mit den feinen vornehmen Leuten zu schaffen haben, da wählte er mich!«

— »Und der gute Vormund preis't sein Mün-

del,« rief der Graf, »das wild in der Einöde aufgewachsen.«

»Wieder fehlgeschossen,« sagte der alte Mann. »Das Kind ist bei den Herrnhutern erzogen, und lebt erst seit einiger Zeit wieder im Schlosse, was Wenige wissen. Denn wenn sie es wüßten, die jungen und die alten Herren würden Sturm laufen und das goldene Herzchen erobern wollen.«

— »Und mir bieten Sie das Glück an, Eli?« fragte der Graf ernsthafter.

»Ich biete es Ihnen an, wenn sie es zu benutzen verstehen. — Sie sind jung, ein feiner vornehmer Herr, und mit allen Ihren Fehlern halte ich Sie für besser, als die meisten. So kann es nicht fortgehen, Sie wissen selbst nicht, wie schlecht es mit Ihnen steht. Wenn Sie Margarethen gefallen, bekommen Sie Vermögen, eine hübsche häusliche Frau, die Sie bekehren wird, und der alte Eli wird auch zu seinem Gelde kommen.«

— »Ah so!« rief der Graf.

»Ja, so,« wiederholte der Alte. »Hören Sie, ich will einen Pakt mit Ihnen machen.

— »Einen Pakt mit dem Satan.«

»Aus allen meinen Verschreibungen wollen wir eine machen; zehn Tausend Thaler Credit gebe ich Ihnen noch dazu, dafür treten Sie mir die sämmt-

lichen Güter ab, wenn ich in Jahr und Tag nicht mein Geld habe.«

Der junge Edelmann blickte ihn finster an. »Nichts davon,« sagte er. »Was soll das heißen? Meine Güter sind überdies zum Theil Lehn.«

»Es ist Kunkellehn,« rief Eli, »es geht auf die Frauen über und es ist ein kleiner Theil nur. Überdies, Lehn hin, Lehn her, andere Zeiten, andere Sitten. Wollen Sie?«

— »Nein!«

»Gut, ich gehe, aber vielleicht besinnen Sie sich.« Er nahm sein Buch, reichte dem Grafen die Hand und sagte: »Jeder sorge für ein warmes Kleid, auf daß ihn nicht friere, so steht es geschrieben. Wenn Sie im Herbst nicht zahlen, muß ich klagen, dann kommt es zum Concurs. Fahren Sie nach Schloß Richtenstein, Ihre Schwester kennt Gretchen von den Kinderspielen her. Wollen Sie nicht? Nichts für ungut, Worte sind Wind, mögen sie verwehen.«

3.

Als das sonderbare Fuhrwerk verschwunden war, warf sich Herfurt nachsinnend auf einen Stuhl. Zum ersten Male dachte er ernsthaft nach über seine Verschwendungen und über seine Lage, die der alte Mann

mit so bittern Worten geschildert hatte. Scham und Kummer beschäftigten ihn lange, er fühlte die Wahrheit und wollte sie sich nicht eingestehen, aber er war am meisten empört, daß ein gemeiner roher Mensch sie ihm sagen durfte. Endlich ließ er den Rentmeister kommen, der in einer langen Auseinandersetzung ihm bewies, daß der alte Eli nur allzusehr Recht habe. — Die Ausgaben hatten seit vielen Jahren stets die Einnahmen überstiegen. Die Pachtgelder waren im Voraus erhoben und die Güter so tief verschuldet, daß kaum eine Hoffnung zu ihrer Erhaltung vorhanden war, selbst wenn große Einschränkungen gemacht würden, die der Stolz des jungen Edelmanns überdies verwarf; denn wie hätte er leben können ohne eine zahlreiche Dienerschaft, ohne den Glanz, der zu seinem Namen so nothwendig schien, ohne den Luxus, an den er gewöhnt war? Was hätte die Provinz gesagt, das Land, der Adel, der Hof, die glänzenden wilden Kameraden? Er betäubte die Vorwürfe mit Vorwürfen gegen sein Unglück im Spiel und in andern Dingen, mit Anklagen gegen die Verschwendungen seiner Vorgänger, die ihm so wenig übriggelassen, und warf sich endlich auf den weichen Divan, wo er die schwarze Dame verwünschte, die ihn in dies miserable, eintönige Leben gebracht. Dann dachte er an die schöne frommerzogene, reiche Erbtochter des alten Barons, und

endlich fand er es gar nicht so übel, ihr einen Besuch angedeihen zu lassen.

Mitten in seinen Träumereien trat die junge Gräfin Lydia herein, der er die Hand entgegenstreckte und die er Platz zu nehmen bat.

»Kennst Du,« sagte er, »ein Fräulein Margarethe, oder schlechtweg Gretchen von Richtenstein?«

— »Allerdings,« erwiederte sie lächelnd, indem ein feines Erröthen ihr schönes Gesicht überzog, »wir waren als Kinder Freundinnen. Du weißt also schon?«

»Was weiß ich?«

— »Daß sie seit einer Stunde bei uns ist.«

Der Graf richtete sich überrascht auf. »Nein, das weiß ich in der That nicht. Sie ist hier? Warum erfuhr ich nichts davon? Weshalb habt Ihr überhaupt von ihr geschwiegen, während ich die langweiligsten Geschichten von allen alten Muhmen und Vettern zehn Stunden in der Runde anhören mußte?«

— »Weil,« sagte Lydia, »ich selbst nicht wußte, daß sie schon seit einigen Monaten in dem alten Schlosse wohnt. Sie hat um ihren Vater bisher streng getrauert. Jetzt tritt sie zum ersten Male wieder ins Leben.«

»Mit welchen Ansprüchen tritt das Mädchen auf?«

rief der Graf Herfurt lachend. »Als rothbäckiges Schloßfräulein vom Lande, als stolze Erbin, oder als Dame nach der Mode?«

— »Sieh sie Dir in der Nähe an,« erwiederte die Schwester.

»Ich fürchte, sie stiert mich an und fragt nach den Butterpreisen in der Hauptstadt, nach dem Schafstand und wie heuer die Hühner legen, oder sie hat in jeder Rocktasche ein Gesangbuch und in jeder Hand einen Strickstrumpf. Blond, blauäugig und einfältig, ein Naturkind und ein Heiligenbild. Ich denke mich zu langweilen.«

— »Vielleicht auch nicht,« sagte Lydia lächelnd. »Vielleicht vermehrt sie Deine Kopfschmerzen und bringt Dir eine tiefere Wunde bei, als —«

Sie verstummte vor dem finstern Blick ihres Bruders, der mit Heftigkeit ausrief: »Verdammt seien alle Kopfschmerzen! Erinnere mich nicht daran, betrachte mich nicht so bedauerlich. Du bist so furchtsam scheu, Lydia, so sentimental, wie eine Predigertochter. Statt mich aufzuheitern, zu zerstreuen, siehst Du in den Himmel oder in den Mond, liest Bücher, pfui! wer wird Bücher lesen, erschrickst und erröthest wie ein Kind, und machst mich bange mit Deiner schwesterlichen Zärtlichkeit. -- Warum weinst Du?« fuhr er milder fort, »es ist nicht böse gemeint. Ich

liebe Dich ja, Lydia; im Winter sollst Du am Hofe leben.«

— »Ich weine nicht,« erwiederte sie, und zerdrückte die Thränen in ihren Augen. — »Aber Du mußt Nachsicht mit mir haben, Friedrich, Deine Heftigkeit betrübt mich Deinetwegen; ich wünschte so sehr, Dich glücklich und froh zu sehen.«

Der Bruder küßte sie zärtlich auf die Stirn. »Gute Lydia,« sagte er, »Du bist weit besser als ich, aber laß uns Friede schließen. Du willst mein Glück, ich das Deine, und wo es immer geschehen kann, soll es geschehen, welche Opfer ich auch bringen müßte.«

In dem Augenblick wurde die Thür wieder geöffnet und die Mutter des Grafen führte eine Dame herein, bei deren Anblick Herfurt plötzlich so verlegen wurde, daß er kaum die nöthigen Formen der Höflichkeit fand, ihre Begrüßung zu erwiedern. — Die Dame war ganz in Trauer gekleidet; schlank und groß rief sie unwillkürlich bei dem Grafen das gefährliche, unbesonnene Abenteuer jener Nacht zurück. Nur trug sie keinen Schleier, vielmehr fielen die überreichen dunkelblonden Locken in dichten Ringen und Schleifen auf einen Nacken und Hals, der an Weiße und Schönheit der Form nicht leicht einen Nebenbuhler finden konnte. Auch waren ihre Augen

blau, wie Herfurt es vorhergesagt, doch voll von jenem eigenen strahlenden Feuer, das selten sich damit vereint findet, und diese gaben ihrem nicht regelmäßig schönen Gesicht einen hohen Grad von Reiz und Leben.

Nach den ersten Worten der alten Gräfin trat das Fräulein dem jungen Herrn des Schlosses näher und reichte ihm ungezwungen die Hand. »Sie werden sich meiner wohl kaum mehr erinnern,« sagte sie, »ich aber weiß recht gut noch, wie ich Sie zum ersten Male sah, und mein Gedächtniß ist so treu, daß ich Sie noch deutlich erblicke mit den drei steifgebrannten Löckchen an jeder Seite, hinten das Zöpfchen mit dem seidenen Haarbeutel, der auf ein goldbesetztes pfirsichblüthenes Röckchen fiel, Alles dick bepudert, und daneben der Hofmeister, ganz schwarz und feierlich, der den cher petit comte, den bijou de la famille an der Hand festhielt und seine Lust zu jeder näheren Bekanntschaft vereitelte.«

Der Graf lachte laut auf, Fräulein Margarethe folgte seinem Beispiele, Lydia stimmte ein und selbst die alte Dame konnte sich dieser plötzlichen Lustigkeit nicht ganz entziehen. So war zur allgemeinen Freude die Bekanntschaft eingeleitet und bald war Graf Friedrich bezaubert von der offenen Natürlichkeit, dem Witz, den Einfällen und der unermüd-

lichen guten Laune des schönen Mädchens. — Man machte einen Spaziergang durch den Garten und die Treibhäuser. — Der junge Herr fand mit Erstaunen, daß Margarethe die Pflanzen kannte und dem Gärtner ein Paar Dutzend lateinischer Namen nannte, vor welchen dieser ganz erschrocken die Mütze abnahm.

»Wo haben Sie das gelernt?« fragte der Graf.

— »Im Schwesternhause zu Herrnhut,« erwiederte sie, »und ich liebe diese schönen, stummen Geschöpfe, die uns unsere Sorge mit Duft und Blüthen und edlen Früchten lohnen; darum habe ich es zu Hause fortgesetzt, wo ich einen guten Lehrer fand. — Lieben Sie Blumen?«

»Ich sehe sie gern,« erwiederte der Graf.

— »Lieben Sie Musik?«

»Ich höre sie gern.«

— »Aber Jagd, Tanz, wilde Lust aller Art, Kampf und Spiel?« rief sie lachend und drohend. — »O, die schlimme Sitte der Zeit! Im Schwesternhause zu Herrnhut schlug man drei Kreuze vor den feinen Leuten. Aber es ist noch Hoffnung für Sie. Ein guter Mensch muß Blumen und Musik lieben. Sie haben wenigstens beide gern.«

»Das Schwesternhaus zu Herrnhut scheint andere Begriffe zu haben, wie die übrige Welt,« sagte der Graf spöttisch.

— »Das Schwesternhaus zu Herrnhut ist freilich nicht für die Erziehung von Hofjunkern und Gardeoffizieren bestimmt,« erwiederte sie, »aber mein edler Vater pflegte so zu sagen, wie ich es vorher that, und mein Freund und Lehrer sagt es nicht minder.«

»Ist damit etwa Ihr Herr Vormund gemeint,« lachte der Graf, »so ist das freilich ein ausgezeichneter Virtuos auf allen Instrumenten.«

— »Halt!« sagte Margarethe und legte mit einem blitzenden Blick ihrer Augen die Hand auf seinen Arm, »den sollen Sie nicht verspotten; Sie sollen überhaupt nichts verspotten, was ich achte und verehre. — Er war meines Vaters alter Freund, der ihn zu meinem Schutz erwählte, trotz seines schlechten Rockes und seines großen Schuldbuches.« — Sie sah den Grafen starr an, der unwillkürlich erröthete. — »Wen hätte er wählen sollen?« fuhr sie fort. »Etwa einen der Barone und Grafen, die darin stehen, die vor lauter Jagen, Reiten, Reisen, Trinken, Fluchen und Schwören keine Zeit haben, an etwas Anderes zu denken, die wild und wüst das Leben für ein Wirthshaus halten, sich für die Herren darin, bestimmt zu schlemmen und zu prassen; die alle edlen Freuden, alles Lernen, alles Wissen, alles Streben, alle Sitte und Tugend verächtlich verhöhnen und in eitler Thorheit, leer und

hohl, wie sie sind, nicht bemerken, daß ihre Vernichtung mit jedem Tage näher rückt?«

Der Graf hatte beim Anfang ihrer Worte gelacht, aber er war ernst geworden, er wußte nicht, warum er nicht spotten konnte. Er war gereizt und empfindlich, aber doch fühlte er eine warme, wohlthuende Hand auf seinem Herzen, denn Margarethens Auge sagte ihm, daß sie ihn nicht zu den bezeichneten Hohlköpfen zähle. Graf Friedrich hatte eine sorgsame Erziehung gehabt, was Lehrer und Hofmeister anbelangt; er hatte auch mehr gelernt, als viele seines Standes und manche edle Regungen seines Herzens und Geistes konnten selbst nicht durch das zügellose Leben unter seinen wilden Gefährten unterdrückt werden. — Margarethe reichte ihm die kleine weiße Hand und sagte begütigend: »Wischen Sie die Falte von der Stirn, wir wollen nicht streiten. Bei Tische will ich mit Ihnen anstoßen auf alle ritterlich tapfern Männer, dann wollen wir in den Park fahren und am Abend will ich Ihnen etwas vorspielen auf Lydias Instrument.«

»Lydia soll spielen,« rief der junge Mann erheitert, »und wir wollen tanzen.«

— »Im Schwesternhause zu Herrnhut,« sagte Margarethe, »tanzt man nicht.«

»Hol' der Henker das Schwesternhaus in Herrnhut,« rief der Graf.

— »Auch fluchte man dort nicht,« fuhr sie schalkhaft lachend fort, »aber wenn es Ihnen Freude macht, wollen wir tanzen.«

Lydia hatte sie allein gelassen und Margarethe kehrte jetzt schnell um und eilte den Gang hinab, der Terrasse zu, auf welcher die Mutter des Grafen sie erwartete. Mit entzückten Blicken verfolgte er die leichte, schwebende Gestalt. Der Luftzug flatterte mit ihrem schwarzen Gewande, die blonden Locken schwammen um den glänzenden Nacken. Sonnenschein und Baumesschatten erhoben und verdichteten die feine Gliederung. — »Wenn sie mich liebte, welch ein Glück!« rief der junge Mann, dann erschrak er und verstummte, aber erregt setzte er hinzu: »Sie soll mich lieben, alter Eli, ich werde das Glück zu benutzen wissen.«

4.

Margarethe blieb zwei Tage bei der gräflichen Familie, in deren Kreis sie ein reges schönes Leben brachte. Der junge Schloßherr befand sich in einem seltsamen Zauber. Zum ersten Male war die Liebe in seinem Herzen aufgegangen, er erblickte eine neue

Welt um sich. Was er früher gedacht und gethan, kam ihm abgeschmackt und erbärmlich vor; was er belacht und verspottet hatte, erschien ihm plötzlich als ein höchstes Glück. Er wollte nichts als Einsamkeit, Ruhe, häuslichen Frieden, und malte sich dies in zahllosen Träumen aus, natürlich immer vereint mit dem schönen Fräulein von Richtenstein. — Am zweiten Tage waren mehrere Gutsnachbarn gekommen, auch einige junge Edelleute, welche ihren Jugendfreund aufsuchten, und keiner war darunter, der nicht mit Margarethen Plane machte. Dem Einen war sie freilich fast zu blond, dem Andern zu frei in ihrem Benehmen, dem Dritten zu superklug in ihren Reden, aber daß sie schön sei, betheuerten Alle, und daß sie reich sei, galt ihnen noch höher. Graf Friedrich konnte mit Mühe seinen Zorn und seine Verachtung über ihre unverschämten Bemerkungen unterdrücken, sie schienen ihm Versündigung dieser flachen Gesellen gegen ein Heiligenbild. Mit Entzücken bemerkte er aber, wie sie sämmtlich von dem übermüthigen Mädchen verspottet wurden, ohne daß sie es begriffen. Er sah ihre blitzenden Augen, ihr schelmisches Lachen, und der Blick, den sie dabei dann und wann auf ihn selbst richtete, gab ihm Muth und erhielt seine fröhliche Laune.

Spät am Abend empfahlen sich die Herren,

jeder voll Hoffnungen, jeder voll Eroberungsaussichten, Alle voll Lob und Dank über den köstlichen Tag und voll Zuversicht auf sich selbst. — Schloß Richtenstein sollte erobert werden; Margarethe aber, der der Graf den zahlreichen Besuch scherzend ankündigte, lachte dazu. »Oho, meine edlen Herren,« rief sie, »hüten Sie sich, Richtenstein ist ein verzaubertes Schloß, seine Thore gehen nur auf, wie die Höhle Samsam, wenn man das rechte Wort weiß; sonst findet man auch den Schatz nicht, nur Gespenster und Kobolde, die ins Verderben führen.«

— »Und ich,« sagte Friedrich leiser, »muß ich auch bei dem Troß außen bleiben?«

»Wir wollen sehen,« erwiederte sie. »Im Schwesternhause zu Herrnhut wurde uns gelehrt, daß, wer reines Herzens und starken Glaubens sei, Wunder thun könne an sich und Anderen.«

— »Ich glaube wahrhaftig,« rief der Graf mit Leidenschaft, indem er ihre Hand ergriff und preßte, »die Wunder haben schon begonnen, ohne daß ich es selbst recht weiß, denn, Margarethe, ich lebe unter Ihrem Zauber.«

Sie machte sich frei, verneigte sich tief und anstandvoll und sagte: »Gute Nacht, mein schöner Herr; morgen ist auch ein Tag, der gelebt sein will, und so gar viele. Im Schwesternhause zu Herrnhut stand

ein Spruch an der Thür: seid wach und nüchtern, auf daß der Versucher Euch gerüstet finde. — Ich befehle Ihnen jetzt zu schlafen und gebe Ihnen die Erlaubniß von mir zu träumen.« — Sie eilte mit Lydia davon, die aus ihrer Mutter Zimmer zurückkam, und der Graf, als er endlich auf sein Lager gelangt war, konnte nicht schlafen, eben darum, weil sie es ihm geboten hatte und ihre Worte ihn immer wieder aufweckten. Endlich glaubte er in Wahrheit ihre Stimme zu hören, diese helle, klingende Stimme, welche so mächtig zu seinem Herzen sprach. Er richtete sich empor und hörte den Ton deutlicher; leise stand er auf und trat an das Fenster. Da stand der mitternächtige Mond über den hohen Waldbäumen des Parkes und in seinem hellen Lichte gingen Margarethe und Lydia auf der Terrasse auf und nieder. Beide junge Mädchen hielten sich umschlungen; zuweilen standen sie still und umarmten sich inniger, Lydia legte den Kopf mit den dunklen Locken auf die große, schöne Freundin, die sich zärtlich über sie beugte, als wolle sie sie beschirmen. Dann sprachen sie leise, Margarethe lachte zuweilen, sie zog die scheue Lydia muthwillig weiter, und rief vernehmlich: »Du bist ein Kind, meine Lydia, wie kannst Du Dich fürchten? Ich habe Dir Alles vertraut, Du hast mir Dein himmlisches Herz aufgethan, ich

liebe Dich, wir werden glücklich sein. Fort! fort mit den bangen Zweifeln. Lehne Dich auf mich, fest auf mich, ich habe Muth für uns beide, und habe es mir gelobt, mein Werk zu vollbringen oder —«

Sie führte sie fort, die Stufen hinab in den großen Lindenweg, dessen leiswogende Wipfel eine Silberdecke über sie ausspannten. Zwischen dem Halbdunkel der alten Stämme sah der Graf die Gestalten ungewiß verschwimmen, zuweilen trug der Wind den Schall der geliebten Stimme zu ihm her, zuweilen trat ihr schimmerndes Nachtgewand heller aus den Schatten, er glaubte ihr fröhliches Lachen zu hören und er lehnte sich an das geöffnete Fenster, die Brust voll Sehnsucht, voll Bangigkeit, voll Liebesgluth, die er kaum beherrschen konnte. — »Seltsames Mädchen!« rief er, »wärst Du arm, ich würde Dich noch mehr lieben, denn ich könnte Dich mit Glanz und Gütern überhäufen. — Mit Glanz und Gütern!« rief er heftig und drückte die Hände an seine heiße Stirn und dann auf die Stelle, wo seine Wunde heftig schmerzte, »o! nein! nein! ich bin Deiner nicht würdig, ein Verschwender, arm, an der letzten Stufe des Verfalls, unwürdige Thorheit hat mich dahin gebracht, ach! mein armer Kopf!«

Er blieb lange in dieser Stellung, fieberhaft aufgeregt und mit immer größerem Verlangen nach

den Verschwundenen ausblickend. Endlich ergriff ihn die Unruhe so gewaltig, daß er im Begriff war, hinabzusteigen, ihnen nachzueilen und sie aufzusuchen, was sie auch sagen mochten, als er sie von fern erblickte. Sie kamen langsam zurück. Der Mond war tiefer gesunken, er warf sein Licht schräg in den Baumweg, welchen er da und dort erhellte. Plötzlich kam es dem Grafen vor, als sähe er drei Gestalten, als ginge ein dunkles Wesen zwischen den beiden jungen Mädchen, deren Hände die seinen gefaßt hielten. Ein schrecklicher Gedanke, ein Strom wüthender Eifersucht flog durch sein Herz. Alle seine Fibern spannten sich, seine Augen schmerzten vor Anstrengung und Glut. Nein, er täuschte sich nicht, es war ein Mann, ein Unbekannter, ein Nebenbuhler, der es wagte, Margarethen hier aufzusuchen, und sie, die Falsche, wußte es und hatte ihn erwartet. Am Ausgange des Weges standen sie ein Weilchen still, dann stiegen die beiden Damen die Stufen hinauf und gingen im leisen, lebhaften Gespräch dem Hause zu. Margarethe schien auf's Höchste aufgeregt, Lydia in ihre Fröhlichkeit fortgerissen und deutlich konnte der junge Mann ihre Worte vernehmen, als sie einen Augenblick in der Nähe seines Fensters stillstanden. — »Dein Bruder schläft,« sagte das Fräulein, »aber groß ist meine Lust, ihn herauszuschreien,

ihm Alles zu sagen, was ich denke, ohne Umstände, ohne Schonung. Holla, mein Herr! wenn Sie wüßten, mein Herr Graf —«

Lydia hielt ihr ängstlich den Mund zu. »Um Gottes Willen!« flüsterte sie, »wenn er erwachte —«

»Thorheit! er soll erwachen. Ist das ein Leben für einen Mann von Kopf und Herz? Er muß erwachen, wenn er wie ein echter Mensch empfinden und fühlen und den Hochmuthsteufel, den heillosen Gram schlechter Vorurtheile von sich werfen soll. Du mußt es wünschen, meine theure Lydia, und ich will es so. Ich will diesen jungen Herrn bekehren, vor dem Ihr solche Furcht habt; er soll seinen stolzen Willen beugen lernen vor mir, ja vor mir, vor der kleinen Person mit den blonden Flechten, vor der schwarzen Dame! Ich denke, er hat vor den schwarzen Damen viel Respect, er soll noch mehr bekommen, er soll daran denken, so lange er lebt.« Sie lachte mit dem größten Übermuth zu dem Fenster hinauf, und während Lydia sie bittend und halbgewaltsam fortführte, glühten die Wangen des jungen Mannes vor Scham und Zorn und Ärger. — »Welcher böse Geist steckt in diesem Mädchen,« sagte er endlich, »welche Gewalt übt sie über mich? Selbst jetzt, jetzt, wo sie mich so bitter verspottet, kann ich ihr nicht ernstlich zürnen.« — Er hatte mit angestrengter Aufmerksamkeit

beobachtet, ob er den Schatten, der ihn so sehr erschreckt hatte, nicht wieder entdecken könnte, aber er bemerkte nichts in dem Baumwege. Als die Damen diesen verlassen hatten, zeigte sich keine Spur von einem Wesen, das zurückgeblieben sei, und nach und nach kam das glückliche Gefühl des Zweifels, der Täuschung über die aufgeregten Empfindungen. Er überlegte kaltblütiger den Hergang. Wie konnte Margarethe wohl hier im fremden Hause ein Stelldichein veranstalten, und wenn sie wirklich so sittlich verdorben, wie hätte sie es wagen können, die sanfte, schüchterne Lydia darin zu verstricken, sie als Zeugin und Gefährtin zu benutzen? Er war nach diesen folgerechten Schlüssen ganz ruhig geworden und wollte so eben vergnügt das angelehnte Fenster schließen, um sich seinen Träumen ungestörter zu überlassen, als die süßen Klänge einer Flöte aus dem Garten aufstiegen und plötzlich Alles vernichteten. Wie gebannt, zitternd und mit immer wilderer Aufregung hörte er auf die weichen, gedämpften Töne des Liedes, das unter der Terrasse aus einem dichten Bosket neben dem Lindenwege zu kommen schien. Es wurde mit Meisterschaft vorgetragen und er kannte es seinem Inhalte nach sehr wohl. Es waren die sehnsuchtsvollen Strophen eines großen Dichters, Göthes schönes Lied an die Erwählte, das damals beliebt und oft gesun=

gen war. Er verfolgte mit Zähnknirschen in Gedanken jede Zeile: Hand in Hand und Lipp' auf Lippe! liebes Mädchen bleibe treu! Lebe wohl! o, manche Klippe, fährt Dein Liebster noch vorbei — bis zu den letzten Worten, da sprang er auf, stürzte nach der Thür, die kleine verborgene Treppe hinab, durch den Saal auf die Terrasse hinaus und auf das Gebüsch zu. Nichts war da, aber tief unten im Gange, dicht an den Stämmen bewegte sich eine fliehende Gestalt. — »Halt! steh, wenn Du ein Mann von Ehre bist!« rief der Graf außer sich, aber im nächsten Augenblicke sah er nichts mehr. War es abermals Täuschung gewesen? er wußte es nicht. Er eilte bis in den Park hinaus, bis an die Grenze, welche ein breiter, tiefer Wassergraben umzog. — Das Thor war geschlossen, die Brücke aufgezogen, er lief durch alle Wege und kehrte endlich langsam durch die kühle Nachtluft zurück, die sein heißes Blut beruhigte. — Gern hätte er Alles abgeleugnet und sich selbst belogen, um Hoffnungen, die ihm unendlich theuer waren, nicht zu zerstören, aber die Musik ließ sich nicht aus den Ohren verbannen. Es fiel ihm ein, was Margarethe von einem Lehrer gesagt hatte, der ihr ein theurer Freund sei. War dieser Lehrer der Musikant? War er ihr gefolgt, war er jung, schön, kühn genug dazu, einer jener modernen

Lieblinge der Musen und Grazien etwa, die damals anfingen, die Lehren der Revolution ganz besonders auf sich zu beziehen, die Aristokratie der Bildung jener der Geburt entgegenzusetzen und mit lächerlicher Anmaßung von den ewigen Gleichheitsrechten aller Menschen zu prahlen? Aber er verwarf diesen Gedanken mit einer Art Beschämung für die stolze, edle Geliebte, eben so schnell wie er ihn gefaßt hatte. Wie könnte sie einem gemeinen Menschen ihr Herz schenken, einem Wesen ohne Namen und Geburt, es war unmöglich! Nein, der Nebenbuhler, wenn er existirte, mußte ein mehr gefährlicher sein. Den ganzen Rest der Nacht brachte er mit solchen Muthmaßungen zu und endlich war er entschlossen, diesem listigen, spottsüchtigen Mädchen mit Verstellung und gleicher Münze zu bezahlen. Niemand sollte merken, was er erfahren, aber er wollte seine heftige Neigung beherrschen, kalt und gleichgültig erscheinen und die Schranken gesellig feiner Höflichkeit aufrecht erhalten.

In dieser Absicht trat er am Morgen in den Salon, so unbefangen lächelnd als möglich, aber er blieb bestürzt stehen, als er Margarethen im Reisekleide erblickte. — »Sie haben zu lange geschlafen,« rief sie, »und ich verzichtete fast auf die Ehre, Ihnen ein Lebewohl in Person zu sagen.«

— »Ich begleite Sie,« rief der Graf, und alle seine Vorsätze waren vergessen, als er in ihr tiefblaues, gütiges Auge blickte.

»Mit Lydia bis an die Grenze des Parks, bitte ich um die Ehre,« erwiederte sie. In dem Ton lag eine Abweisung, welche ihn schnell wieder verletzte. Er verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, küßte seiner Mutter die Hand und begann mit derselben ein Gespräch über eine gleichgültige häusliche Angelegenheit, das fast bis zum Augenblick des Abschiedes währte. Margarethe befahl ihrem Diener, den Wagen voranfahren zu lassen, eine leichte Kalesche, ohne Schmuck und Zier, mit tüchtigen, aber keineswegs schönen Pferden bespannt, auf welche der Graf einen kritisch musternden Blick warf. »In unseren Bergen,« sagte das Fräulein, indem sie mit den Geschwistern dem Gespann folgte, »können wir weder englische Wagen, noch englische Pferde brauchen. Sie werden das empfinden, mein Herr Graf, wenn etwa Ihre gehorsame Dienerin die Gnade erlangt, Sie in dem alten Hause der Richtenstein zu empfangen. Nehmen Sie Ihr bestes Jagdroß mit den stärksten sichersten Hufen und Füßen, es wird zu klettern haben und müde, verdrießlich sein, wie sein edler Reiter, ehe es an dem Schloßthor scharrt.« — Sie warf dabei

einen neckischen Blick auf das ernste Gesicht des jungen Herrn, der seinen Unmuth nicht bemeistern konnte.

— »Wenn ich hoffen darf, nicht abgewiesen zu werden,« sagte er gezwungen lächelnd, »so wird sich auch ein Roß finden, mich zu dem Zauberschloß zu tragen.«

»Fürchten Sie nichts von der Fee,« erwiederte sie lebhaft, indem sie ihm die Hand bot, »wir haben Freundschaft geschlossen, aufrichtige Freundschaft, Graf, und wenn ich nicht in einem Wagen, von Schwänen oder Tauben gezogen, Ihnen entgegen komme, so will ich doch Ihren Worten die Kraft verleihen, daß alle Thüren sich vor Ihnen öffnen.«

— »Alle Thüren,« rief er bedeutungsvoll; »aber warum, meine schöne Beschützerin, warum versagen Sie mir jetzt so hartherzig die Erlaubniß, Sie zu begleiten?«

»Weil es so sein muß,« versetzte sie muthwillig, »weil ein Drache am Wege liegt, der grimmigen Kampf erheben würde, weil eine Dame in Trauer, ein blondes Landmädchen in holpriger Kalesche, auf stolprigem Wege sich an der Seite eines jungen eleganten Hofherrn schlecht ausnimmt, weil er in Verlegenheit gerathen könnte, wenn etwa der blinde Zufall eine von den feinen, duftenden Fräulein aus der Re-

sidenz herbeiführte, und weil ich im Schwesternhause zu Herrnhut —«

— »Um's Himmelswillen!« rief der Graf, »morden Sie mich nicht mit dem Schwesternhause zu Herrnhut, theuerste Margarethe; sagen sie einfach, weil ich nicht will und andere Begleitung habe.«

»Nun gut, weil ich nicht will und andere Begleitung habe,« rief sie und rückte das Hütchen trotzig auf die Stirn. »Sie haben Recht, es lebe die Wahrheit! Und nun, meine beste Lydia, lebe wohl und komm zu mir auf den Richtenstein, wenn etwa dem Herrn Bruder zu lange die Zornesader anschwillt. Dann wollen wir ihn gemeinsam ausschelten, und ihm nicht eher verzeihen, bis er zu unsern Füßen um Gnade bittet.«

Der Wagen fuhr davon und im Entschwinden nahm sie eine kleine Blume von ihrer Brust und warf sie dem Grafen zu. »Das soll das Pfand sein, das Sie mir bringen,« sagte sie, »und wir wollen sehen, ob Sie es verwelken lassen, ehe Sie kommen.«

Erst als der Wald die schöne, grüßende und winkende Erscheinung ganz dem Blick entzogen hatte, kehrten die Geschwister zum Schlosse zurück. Stumm ging Friedrich an Lydias Seite. Endlich in der Nähe der Terrasse faßte er plötzlich die Hand seiner Schwester und sagte heftig: »Ich habe so oft der Liebe ge-

spottet, ich hielt sie für eine Thorheit, für einen bloßen Sinnenrausch, für ein Gefühl des Augenblicks und des Genusses; heute gehörte meine Neigung der Anna und morgen der Susanna, wie es in dem lustigen Liede heißt; was hat mir nun dies Mädchen angethan, dies sonderbare, ungestüme, launenvolle Mädchen, das mich erzürnt und bekümmert, entzückt und in Leidenschaft versetzt in demselben Augenblick? — Ich hasse sie, ja wahrhaftig, ich hasse sie, und wenn ich sie wieder anblicke —«

— »Dann liebst Du sie,« sagte Lydia lächelnd.

»Ich liebe sie, wie ein Narr,« rief ihr Bruder, »denn weiß ich es, ob sie mich verspottet, ob nicht?« — Er sah seine Schwester tief erglühend an und schwieg. — Nach wenigen raschen Schritten, die er that, als wollte er sich entfernen, kehrte er um. »Wäre sie nicht reich, Lydia, wäre sie arm, verlassen, ja wahrlich, ich glaube, wäre sie in einer Hütte geboren, ich würde sie doch lieben, ich, ich, Graf Friedrich Herfurt, ich fühle es, ich empfinde es — seltsam! ich wünsche es! Ist das möglich, Lydia, wie ist das möglich?!«

— »O, lieber Bruder,« sagte Lydia leise, »fragt denn die Liebe nach Stand und Reichthum?«

»Das ist eine Verirrung der Gefühle,« erwiederte er stolz, »eine Krankheit, die Schmach und

Schande über uns bringt. Wir haben Beispiele, wo Personen von Rang sich vergessen konnten, aber ich wundere mich, solche Aussprüche von Dir zu hören.«

— »Aber lieber Friedrich, Du selbst —«

»Ich selbst,« rief der Graf, »ich begreife den Wahnsinn, der den Besten verblenden kann, sich in den Abgrund zu stürzen, aber wir, Lydia, wir würden die Unwürdigkeit doch zur rechten Zeit erkennen,« dann lachte er und sagte: »wie kommen wir nur darauf? Du, meine liebe Schwester, wirst niemals den rechten Weg verlassen, Du bist hier aufgeblüht als ein verborgenes Blümchen, aber ich führe Dich an Deinen Platz. Man wird Dich bewundern, Du wirst auf irgend einem Hofballe, oder bei einer Cour, Deinen Zukünftigen kennen lernen, und wer der Gräfin Herfurt nahe tritt, muß ihr mindestens gleich sein. O, ihr Mädchen seid überhaupt viel glücklicher. Die Gemeinheit kann sich Euch nicht nahen, der Stolz der edlen Geburt ist Euch tief eingeprägt, nur eine gänzlich Verworfene kann sich so weit vergessen, ihre Familie zu entehren. Bei uns ist das leichter, böses Beispiel verdirbt gute Sitten, der hohle Schwindel der Gegenwart steckt viele Köpfe an, und dazu kommen Verhältnisse, Schulden, Vermögenszerrüttungen, Leichtsinn —« er hielt plötzlich inne und legte die Hand an seinen Kopf. —

— »Was ist Dir, Bruder?« rief Lydia besorgt.

»Es ist nichts,« erwiederte er, »und doch, Lydia, wem soll ich es sagen, auch unser Vermögen ist zerrüttet, auch ich war leichtsinnig, aber darum dürfen wir nicht auf Unehre sinnen. Margarethe, wenn sie mich liebt, ich könnte —« plötzlich faßte er beide Hände seiner Schwester: »Du bist ihre Freundin,« sagte er, »hat sie Dir nichts vertraut, kannst Du mir keine gute Hoffnung geben?«

— »Lieber Friedrich,« sagte das junge Mädchen sanft und erröthend, »o! wie glücklich würde es mich machen, wenn ich es bestätigen dürfte, allein —«

»Ich verstehe,« rief der Graf heftig, »Du weißt etwas, was Du mir verbirgst, und ich bin zu stolz, um noch mehr wissen zu wollen. Ich habe Euch gesehen gestern in der Nacht. Sie führte Dich dort hinab in den Baumweg; als Ihr zurückkamt, war ein Dritter in Eurer Gesellschaft. Ich habe auch eine Flöte gehört, das schmachtende Lied an die Entfernte; mag dieser Musikant sich hüten, hier jemals betroffen zu werden, mag dies intriguante Mädchen sich hüten, Dich in ihre Abenteuer zu verweben, Dich zu ihrer Gefährtin zu machen.«

— »Bruder!« rief Lydia, »ich schwöre Dir, Margarethe ist schuldlos, Dein Verdacht ungegründet, unwürdig.«

»Du bist blaß, Du zitterst,« fuhr der Graf mit derselben Heftigkeit fort, »Du beleidigst mich, weil Du sagen willst, Eifersucht und Haß sprächen aus mir. Es ist nicht wahr, ich bin kalt und ruhig, ich will diese Narrheit aus meinem Herzen reißen, wo sie kaum entsprossen ist, oder willst Du mir etwa gestehen, wer der Verwegene war?«

— »Ich habe nichts zu gestehen,« sagte Lydia kaum hörbar.

»Wer schleicht ihr nach? Wen liebt sie?« schrie Graf Herfurt und faßte rauh Lydia an.

Sie schlug ihre großen Augen plötzlich fest zu ihm auf und trat zurück. »Das ist zu viel,« sagte sie stolz, »ich muß mich Deinen Mißhandlungen entziehen und den Schutz unserer Mutter aufsuchen. Wer giebt Dir das Recht, mich wie ein spanischer Inquisitor zu behandeln? Suche Margarethens Liebe zu erwerben, es hängt von Dir ab, aber nicht durch diese wilde Heftigkeit, die Unheil säet und Unheil erntet.«

Sie verließ ihn schnell und in der übelsten Laune blieb der junge Edelmann zurück. Im ersten Augenblick war er erstaunt über den plötzlichen Muth seiner Schwester, dann gerieth er in Wuth und wollte ihr nacheilen, bis ins Zimmer seiner Mutter, auf dem Wege aber kehrte er um, das Gefühl seines Unrechts

kam über ihn und als er eine Zeitlang in den entlegensten Theilen des Parkes umhergeirrt war, ließ er ein Pferd satteln und besuchte einen Gutsnachbar, wo er bis zum nächsten Tage verweilte. — Er hatte sich vorgenommen, ein strenges Schweigen gegen Lydia zu beobachten, weil er sich schämte und weil er unmuthig es empfand, daß seine Schwester sich unabhängig gemacht und selbst mit einem gewissen Übergewicht sich neben ihn gestellt habe.

Einige Wochen vergingen; auch Lydia war schweigsam, die Mutter schien das gespannte Verhältniß ihrer Kinder nicht zu bemerken, denn beide wetteiferten in anhänglicher Liebe und waren in der Zeit ihres Beisammenseins so unbefangen als möglich. Der Graf suchte aber in Besuchen und Jagden Zerstreuung, die er nicht fand, oder er blieb Tage lang auf seinem Zimmer und Lydia machte allein ihre Spaziergänge oder saß bei dem Lehnstuhle der Mutter arbeitend auf der Terrasse. Zuweilen schien sie geweint zu haben und oft hingen ihre Augen bittend und unruhig an dem Bruder, der mit gekreuzten Armen den Blick auf den Boden heftete. Einige Male kamen auch Boten aus Schloß Richtenstein mit Briefen von Fräulein Margarethen, welche dringende Einladungen zum Besuch enthielten und manch neckendes Wort und Andeutung für den irrenden Ritter stand dabei. Lydia

gab ihrem Bruder diese Briefe und konnte wohl bemerken, mit welcher Anstrengung er seine Gleichgültigkeit behauptete, wie er die zierlichen, kleinen Buchstaben betrachtete und den Blick darauf festhielt, nachdem er lange geendet hatte. Er reichte das Papier schweigend zurück und ging hinaus, aber am nächsten Tage war es heimlich in seiner Gewalt, und einsam setzte er sich im dichten Walde, las die Zeilen wieder und immer wieder, und schüttelte die Falten von seiner Stirn und die Last von seiner Brust, welche sich drückender als je darauf gelagert hatte. Denn zu der Herzenssorge waren in der letzten Zeit manche andere gekommen. Er hatte Schulden in der Residenz zurückgelassen und angenommen, daß seine Gegenwart zu Hause leicht hinreichen würde, ihm die Mittel zu verschaffen, jene zu tilgen. Jetzt, wo er seine Verhältnisse kannte, war ihm dies unmöglich; man mahnte ihn, mahnte dringend, erinnerte an sein gegebenes Wort, das nicht gebrochen werden durfte, und setzte einen kurzen festen Zeitpunkt, wo Alles abgethan sein müsse. In dieser Verlegenheit beschloß Graf Herfurt, sich an den alten Waldmann zu wenden, obgleich er fest überzeugt war, daß der Wucherer von seinen drückenden Bedingungen nichts ablassen werde. Aber neuer Muth war in sein Herz gekommen; aus Margarethens Neckereien leuchtete eine geheime Zunei=

gung, ein Verlangen, ihn zu sehen, dem er sehnsüchtig entgegen kam; er schalt sich selbst, er zweifelte, und wer an der Untreue einer Geliebten zweifeln kann, der giebt sie nicht auf und nährt seine Hoffnungen. — Er konnte die schöne, reiche Braut gewinnen, und Alles löste sich dann in Glück und Freude auf. — Mit solchen Gedanken kam der junge Edelmann beim anbrechenden Abend froh gestimmt von der Jagd zurück und war in der Nähe des Schlosses, als ein Reiter den Weg herauf kam, der ohne Gruß an ihm hinsprengte. Der Graf kannte ihn nicht. — Es war ein junger Mann, zu anständig gekleidet für einen Dienstmann, zu wenig prachtvoll für einen Herrn von Stande. Den großen Schirm seiner grünen Mütze hatte er ins Gesicht gedrückt, als wollte er dahinter seine Unhöflichkeit verbergen, über welche der Graf sich ein wenig ärgerte. Neugierig sah er ihm nach, wie der Staub hinter ihm aufwirbelte und die Straße einhüllte, der Wind seine schwarzen, glänzenden Locken über den Rockkragen des grünen Kleides warf. »Wer ist der Tölpel?« sagte er unmuthig, »der so achtungslos bei mir vorüberjagt, ohne Gruß und Rücksicht?«

Mit rascheren Schritten ging er dem Schlosse zu und plötzlich stand er vor Lydia, die an einer der alten Linden lehnte und ihm mit freundlichem Gruß die Hand bot. Er sah ihr eben so erfreut in das

schöne geröthete Gesicht und in die blitzenden Augen, welche sie langsam vor ihm senkte. »Ich habe Dich erwartet,« sagte sie, »wir wollen Frieden schließen.«

— »Und nie wieder Krieg führen,« rief der Bruder und umarmte sie. »Ich habe Dir wehe gethan, meine Lydia, ich war sehr thöricht, ich muß meine Schuld bekennen, damit Du meine Reue siehst. Aber Du hast von dem Zaubertrank gehört,« fuhr er lächelnd fort, »der selbst einen Herkules toll machte, als er ihn gekostet hatte, und dieser —«

»Soll Dich wieder gesund machen,« fiel Lydia ein. »Ich habe ein Briefchen von Margarethen bekommen; für Dich lag ein Zettelchen darin.« Sie zog es hervor und reichte es ihm. »Im Schwesternhause zu Herrnhut,« stand darin, »ist es zwar nicht Sitte, an junge Grafen zu schreiben, da aber meine dienstbaren Geister mir berichtet haben, daß Ew. Gnaden mit gar kläglichen Geberden Feld und Wald durchstreifen, dabei im Hause den Tyrannen armer Frauen zu spielen sich unterfangen, so lade ich Sie vor mein Gericht zur Rechenschaft und erwarte Gehorsam.«

— »Das übermüthige Mädchen!« rief der junge Mann entzückt. »Wie viel Geist, wie viel Anmuth. Aufrichtig, Lydia, meine Zweifel sind verschwunden, ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie mich liebt.«

»Ich sollte es fast meinen,« erwiederte die Schwester, »da Margarethe alle Besuche an ihrer Thür abgewiesen hat und Dich einladet.«

— »Ich werde erscheinen,« sagte der Graf, »werde mich ihrem Gericht unterwerfen, mein Urtheil in Empfang nehmen. O, theure, liebe Lydia! wie glücklich hast Du mich gemacht. Wenn Du die Liebe einmal kennen lernst, wirst Du mich begreifen.«

»Ich begreife es wohl,« versetzte sie; »werde glücklich, Friedrich! so bin ich es auch.« —

— »Du gutes Mädchen,« sagte er gerührt, »wie viel habe ich an Dir gut zu machen, und Alles, Alles will ich für Dich thun. Wenn ich jemals im Leben gegen Dich hart sein könnte, erinnere mich an diese Stunde, an meinen Schwur, ich will Dir um den Hals fallen und Buße thun.«

Er küßte sie mit Zärtlichkeit. Lydia hielt ihn fest umarmt, er fühlte ihre Thränen auf seinem Gesicht. »Du weinst,« sagte er, »aber es können nur Freudenthränen sein.«

— »Thränen der Hoffnung und des Glücks,« sagte sie und ihre dunklen Augen blitzten geheimnißvoll freudig zu ihm auf. »Du bist gut und edel, und Margarethe ist ein Engel, dem Alles möglich ist.«

»Wer brachte den Brief?« fragte er. »War

es der Mensch im grünen Kleide, der eben erst fortritt?«

— »Der,« erwiederte sie, »nein — ich sah ihn flüchtig, er gab etwas für Dich ab, ich kenne ihn nicht — er verließ den Hof eben, als ich heraustrat.«

Im Augenblick brachte ein Diener, als sie die Stufen der Freitreppe emporstiegen, einen Brief, den der Reiter zurückgelassen hatte. Der Graf nahm ihn und erkannte die steilen deutlichen Buchstaben der Handschrift des alten Eli.

Er verließ seine Schwester, ging in sein Zimmer und erbrach das Schreiben. »Alter Schelm,« sagte er lachend, »ein Droh- und Brandbrief, wie ich denke.« Mehrere Papiere fielen ihm entgegen, er sah sie an und war erstaunt, es waren die Schuldscheine, welche er in der Hauptstadt ausgestellt und die ihm so viele Sorge machten. — »Ew. Gnaden,« schrieb der Alte dazu, »schicke ich hiermit die einliegenden Scheine, welche mir zum Kauf angeboten wurden. Die leichtsinnige Wirthschaft, die Sie getrieben haben, ist unerhört. Ich nahm die Dinger, weil ich weiß, daß Sie sie nicht bezahlen können, und weil man mit Ihnen verfahren hätte, wie es sich gehört. Ich bin aber Ihr Hauptgläubiger und Sie wissen, was ich mit Ihnen vorhabe, entweder Sie heirathen, wie ich will, oder ich nehme die Herrschaft Ihnen über dem Kopf

fort. Schicken Sie mir einen Schuldschein für diese nichtsnutzigen Papiere und vergessen Ew. Gnaden nicht, die fünf Procent landesübliche Zinsen — mehr nehme ich nicht — vom Tage der Ausstellung an darauf zu vermerken. Ew. hochgräflichen Gnaden allerunterthänigster Knecht Elias Waldmann.«

»Allerunterthänigster Schuft!« rief der Graf ärgerlich lachend; »aber gut, Elias Waldmann, Du sollst Deinen Willen haben. Ich heirathe Margarethen und bezahle alle Zinsen, die Du verlangen kannst.«

5.

Am nächsten Morgen war Graf Herfurt auf dem Wege zum geheimnißvollen Schlosse. Lydia hatte ihm einen Brief mitgegeben und in fast leidenschaftlicher Aufregung sich von ihm getrennt. Es war eine Brautfahrt, die über sein Leben entscheiden sollte. »Sei glücklich,« sagte sie, »sei gut und sanft! Wenn Du Margarethen wahrhaft liebst, wenn Du mich liebst, wird sich Alles zum Besten gestalten.« Sie fiel ihm um den Hals, dann ließ sie ihn los, sah ihn lächelnd an und eilte schnell davon.

Der junge Edelmann verfolgte mit sehnsüchtiger Eile seinen Weg. Er war nur von einem Diener

begleitet, der den Weg kennen sollte, welcher größten-theils durch Waldungen bis an den Fuß der Berge und dann durch diese hin zum Ziele leitete. Der Tag war schön, die Sonne fiel auf das duftige Grün; Einsamkeit und Vogelgesang machten sein Herz still und versenkten ihn in phantastische Träumereien. Er dachte sich Margarethen in tausend Gestalten, er malte sich den Empfang aus, den Augenblick, wo er ihr seine Gefühle bekennen würde; er sah sie winkend und lachend vor sich hinschweben, und der Weg war ihm gar nicht lang, gar nicht so unbequem vorgekommen, als der Reitknecht plötzlich mit der Hand auf einen sanft ansteigenden Hügel in der Ferne deutete und ihm den alten Thurm von Schloß Richtenstein zeigte.

Einen Augenblick hielt der Graf sein Pferd an, ehe er in das Thal niederritt, das zwischen ihm und Margarethen sich fruchtbar ausdehnte. Ein Bergwasser brauste und wand sich im tiefen Bett hin, unter dem Felsensprung lag eine Mühle, deren lebendiges Geklapper zu ihm herüberscholl, ein Dorf und zerstreute Meierhöfe streckten ihre Schieferdächer aus den Büschen und Bäumen, über welchen das goldene Kreuz einer Kirche strahlte. Und oben auf der Höhe lag das alte Schloß, ehrwürdig grau, aus Gärten emporsteigend, die sich grün und weich an seine Warten und Mauern schmiegten.

»Wie schön, wie herrlich!« rief der junge Mann entzückt, nachdem er lange in Gedanken versunken war. »Mit ihr in diesen grünen Bergen, an ihrer Seite in dem Schatten der uralten Bäume gelagert, in ihren Armen, an ihrem Herzen. O! Margarethe, nimm mich gütig auf!« — Er trieb sein Pferd zur Eile und heftete den Blick sehnsüchtig nach allen Fenstern und Zinnen des Schlosses, als müsse er die Geliebte dort oben erblicken, wie sie ihn erwarte und ihm entgegenwinke. Als er näher kam, trat das ganze Gebäude hervor, ein geschlossenes Viereck von bedeutendem Umfange. Am Fuße des Hügels lagen die großen Wirthschaftsgebäude, dann stieg man einen gewundenen, bequemen Weg hinan, über einen Wiesenabhang, durch Gärten zwischen Hecken und Gehegen, bis endlich eine Umfassungsmauer, ein Graben und ein wohlerhaltenes Thor von Stein mit dem Wappen der alten Barone von Richtenstein den Fremden aufhielten. — Bei dem lauten Ruf des Reitknechts öffnete ein alter Mann das Fenster der Pförtnerwohnung und sah sich nachdenklich die Wartenden an. — »Wenn der Herr,« sagte er, »der Graf von Herfurt ist, so habe ich Befehl, ihn einzulassen, sonst Keinen. Nimm dann das Pferd Deines Herrn, Freund, und führe es unten in die Meierei, die Thür soll sogleich geöffnet werden.«

Der Graf stieg lächelnd ab und beobachtete das Kopfschütteln und Murmeln seines Dieners nicht weiter, der über die seltsame Manier, vornehme Gäste zu empfangen, sich sehr beleidigt fühlte. Es freute ihn, daß er allein Zutritt erhielt, daß Margarethe ihn erwartet hatte, und hastig schlüpfte er durch die Pforte, welche der greise Thorwart eben nur so weit öffnete, daß er hindurch konnte, und dann sogleich wieder schloß. — »Wo ist das gnädige Fräulein?« fragte er.

»Margarethe wird im Garten sein,« erwiederte der alte Mann.

Der Graf sah ihn erstaunt an. »Margarethe?« murmelte er, verletzt über diese Vertraulichkeit.

»Wo ist Gretchen?« fragte der Wächter einen andern Diener, der in der Ferne mit einem Rechen in der Hand vorüberging.

— »Ich hörte sie Musik machen,« sagte dieser, ohne still zu stehen. »Schickt den Mann nur hinein, er kann sie suchen und wird sie bald finden, wenn sie gefunden sein will.«

— »Da hast Du recht,« erwiederte der Alte und sah den Besuch lachend an. »Da ist das Schloß, Herr, und da der Garten, sehet zu, wo Ihr sie finden könnt.«

Er ging in sein Häuschen und der Graf den Weg hinab, welcher einen zierlichen Laubgang bildete,

von Ulmen und Rüstern, an denen wilder Wein und Hopfen dicht die Stämme umrankten und oben zum laubenartigen Dach verflochten waren. Der Empfang war so sonderbar und seltsam, außer aller Sitte der Zeit, daß Herfurt wirklich in einem Fabelland zu sein glaubte. Er trat aus dem Baumweg und seine Empfindungen versöhnten sich durch die neuen Wunder, welche ihn erwarteten. Das Schloß lag vor ihm auf einem kleinen Plateau. Die langen Linien seiner Hauptfronten zeigten sich im edelsten Verhältniß erbaut, und überall mit den reichen Verzierungen alter Bildnerei geschmückt. Von den Zinnen herab bis zu den Schlußsteinen der gothisch gewölbten Fensterreihen stiegen die Blumenstöcke und gewundenen Arabesken, die Ritterhelme und Wappen und Thierköpfe, und Alles war so sauber erhalten, als hätte der Künstler erst heute seine Arbeit hier vollendet; Alles zeugte von einem regen Schönheitssinn, der diesen einsamen Ort zu seiner Werkstätte gewählt und in seinen Schöpfungen durch Reichthum unterstützt wurde. Die großen wohlgeordneten Fensterreihen waren weiß verhängt, wodurch dem großen Hause ein feierliches, stilles Ansehen verliehen ward. Der Graf faßte an einige Thüren, allein er vermochte nicht, sie zu öffnen. Er ging auf dem breiten mit buntem Kies bestreuten Weg um das Gebäude und betrachtete die zahlreichen

Statuen von Marmor, die Götter und Helden italienischer Meister des vorigen Jahrhunderts, deren Kunstwerke so theuer bezahlt wurden, betrachtete verwundert auch die zahlreichen großen Orangen- und Myrthenbäume, welche blühend und voll goldener Früchte den ganzen Weg besetzten und warf dann den Blick entzückt auf den kleinen hellgrünen Wiesenplan, wo ein Paar Rehe im Gehege weideten, auf die reiche Flur seltener Blumen in Figuren und Kreisen zusammengestellt, auf die blitzenden Glaswände eines großen Gewächshauses und endlich auf die alten schönen Waldbäume, die rund umher dies kleine, seltsame Paradies einschlossen, als ob sie es von der übrigen Welt trennen wollten. — Ihm war gar seltsam zu Muthe. Diese verschlossene, mit so vielen fremdartigen Reizen, mit Bäumen und Gewächsen des Südens, mit Marmorstatuen und Bildwerken geschmückte Burg war völlig verschieden von allen Rittersitzen des Landes. Sein Herz klopfte heftiger, als er daran dachte, daß Alles dies Margarethen gehöre, daß sie hier wohne, hier lebe und er — er mit ihr einst das Glück theilen werde, abgeschieden von der Welt, von dem lärmenden Gelüste der Menge, die ihn anwiderten, mit ihr in diesen edlen Hallen, unter diesen ewigen Bäumen allein. »Welch ein Glück!« rief er aus; »liebliche

Fee, ich will Dich gewinnen, wo bist Du? Warum läßt Du mich allein!«

Indem er dies sagte, erblickte er an der andern Seite des Schlosses einen Mann, der langsam aus dem Dunkel der Bäume hervortrat und durch die Blumenboskets ging. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf, den ein breitgekrämpter, niedriger Hut, nach Quäkerart, bedeckte, senkte er tief auf die Brust nieder, zwischen den Fingern hielt er ein Buch, in welchem er gelesen zu haben schien. Als Herfurt ihn aufmerksamer betrachtete, glaubte er in ihm den Reiter zu erkennen, der gestern so wild an ihm hinjagte und im Schlosse den Brief des alten Elias abgegeben hatte. Wenigstens fiel sein schwarzes glänzendes Haar ebenso dicht und üppig auf das grüne Kleid nieder, das er trug, und ließ den Grafen zweifelhaft, wer in dieser Verpuppung stecke. Einmal hob der Spaziergänger den Kopf auf und der Graf meinte ein junges schönes Gesicht zu sehen; eine eifersüchtige Empfindung regte sich in ihm. War dies Margarethens vertrauter Freund und Lehrer, der Gefährte ihrer Einsamkeit, der Flötenbläser, der ihr gefolgt war? — Er that ein Paar rasche Schritte vorwärts; der Unbekannte hatte sich abgewendet und ging eben so langsam, wie er gekommen, von Neuem dem

Schatten der Bäume zu. Herfurt zögerte unentschlossen. Es war, als rief eine Stimme in ihm, diesen Mann zu meiden, eine Unglück weissagende Ahnung drang schmerzlich durch seine Brust. Plötzlich aber eilte er ihm nach und schon stand er an den Blumen, als ein hellklingendes »Halt!« hinter ihm erscholl. — Er blickte zurück, da stand Margarethe auf den Stufen eines der großen Fenster, die bis zur Erde reichten und die Thüren eines Gartensaales bildeten. Grüßend streckte sie die Hand nach ihm aus, dann sprang sie leicht herab und näherte sich ihm.

»Margarethe!« rief der junge Edelmann, entzückt über dies plötzliche Erscheinen, und allen Zwang vergessend, küßte er die Fingerspitzen des schönen Mädchens und hielt sie fest, indem er mit Feuer und Zärtlichkeit zu ihr sprach. »Ich bin in dies verzauberte Haus gedrungen,« sagte er, »und jeder Schritt vermehrte meine Sehnsucht, die reizende Besitzerin zu finden. Wie schön ist es hier, Margarethe, wie gern möchte man immer hier wohnen, wie sehr begreife ich Ihr Verlangen, ungestört und allein darin zu sein!«

— »Nicht allein,« erwiederte sie. »Ohne Lebensgenuß und heitern Wechsel der Beschäftigungen, die uns Freude gewähren, würde der Himmel selbst eintönig und langweilig sein. Meine Thore öffnen sich

allen treuen Freunden, mein Herz allen guten Menschen, die mich lieben und denen ich ihre Zuneigung vergelten kann.«

»Und ich darf hoffen,« sagte Herfurt, »Fräulein Margarethe zählt mich zu beiden.«

— »Würden Sie sonst hier sein?« erwiederte sie lächelnd. »Ja, ich glaube daran, obgleich ich, Gott verzeih's mir! gegen alle Regeln des Schwesternhauses zu Herrnhut, dem jungen Cavalier einen Brief schreiben und um seinen Besuch bitten mußte.«

»O! wenn Sie wüßten, theure Margarethe,« rief der Graf, »welche traurige Tage ich verlebte.«

— »Weil Sie die Sünden der Welt an sich tragen,« versetzte sie, »weil Sie nicht glauben und nicht hoffen. Ach, so sind die eitlen, unbeständigen Männer, die der böse Feind ihrer selbst sind, wild und unbändig in allen Dingen. — Sehen Sie hier dies Schloß. Da hat ein Mann gelebt und mich geliebt, den ich wie einen Heiligen verehre. Dieser Mann war mein Vater. Der hat ein Leben geführt, wie wenige Sterbliche. Er hat auch schwere Zeiten gesehen, harte Prüfungen erfahren, aber sein edles Gemüth ward immer reiner und besser davon. Die Welt hat ihn einen Sonderling genannt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten verachtete, dafür aber haben ihn alle die gesegnet und segnen ihn noch, die

ihn umgaben und Keiner war ausgeschlossen, der ihm nahe kam.«

»Es muß ein edler, trefflicher Mann gewesen sein,« rief der Graf. »Alles, was ich sehe, beweist das.«

— »Er lebte unter Blumen, unter Kunstwerken, unter Büchern; er schätzte die Männer von Geist und liebte die einfachen Menschen, die nichts hatten als ein treues Herz. Da machte er keinen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen vornehm und gering. Er war ein Stück Herrnhuter, ein Freund seines Freundes Zinzendorf, nur nicht so überspannt, denn er kannte die Welt, wie sie ist.«

»Aber die herrnhutische Annahme der Gleichheit aller Menschen,« sagte Herfurt lächelnd, »scheint sich noch jetzt im Schlosse überall erhalten zu haben.«

— »Ach, ich verstehe,« fiel Margarethe fröhlich ein. »Weil mich die alten Diener meines Vaters, die mich auf ihren Armen trugen und groß werden sahen, Gretchen nennen und wenig Respect vor einem Hochgeborenen haben, das fiel Ihnen auf; aber nein, Herr Graf, die wahre Achtung der Menschen beruht nicht auf den äußerlichen Ehren und Reverenzen, die sitzt tief innen im Herzen und fragt nicht nach Titel und Gnädigkeit. Alles Übrige ist Schein und unnatürlich angekünstelt. Erinnern Sie sich, daß der

beste Freund meines Vaters ein alter Kaufmann war, daß dieser mein Vormund ist, den ich liebe und ehre, und daß meines Erachtens es nur einen Unterscheidungsgrad zwischen den Menschen giebt: die Bildung, das Talent, die Aristokratie des Geistes und des Herzens. Wer roh und gemein ist, und wäre er ein Fürst, der gehört nicht zu mir; dem Edlen und Guten reiche ich die Hand, als einem Gleichen.« — Ihre Augen blitzten stolz, als sie dies sagte. Herfurt blieb stumm, er hätte zürnen können und Manches erwiedern, aber im Geheimen fühlte er Etwas in sich, was ihren kühnen Worten entsprach, so ungewohnt und seltsam diese auch seinen Ohren klangen.

»Ich will Ihnen das Schloß zeigen,« sagte Margarethe, »Sie werden Freude haben an den reichen Sammlungen meines Vaters.« Sie gab ihm die Hand und sah ihn so versöhnt und freudig an, daß er entzückt ihr folgte und im Stillen dachte: »Überspannt ist sie zwar auch, aber welch ein edler, reiner Geist spricht aus ihr! Laßt sie nur mein sein und wir werden uns verständigen. Manches werde ich nicht dulden können, dafür wird sie an mir mildern, was ihr mißfällt, so kommt die Versöhnung des Widerstreitenden in Liebe.« — Wandernd gingen sie von Saal zu Saal, von Zimmer zu Zimmer. Alle Thüren waren offen und ließen willig den Gast

ein, der erstaunt das Sehenswerthe betrachtete. Einer schönen Sammlung von Gemälden, Sculpturen und geschnittenen Steinen folgten andere von Naturalien, Pflanzen und physikalischen Instrumenten; an diese schloß sich eine Waffensammlung, welche dem Grafen besonders Vergnügen gewährte, und endlich eine Bibliothek, die in dem Beschauer ein aufrichtiges Gefühl schmerzlichen Bedauerns erregte, daß er nicht mehr gelernt habe in seiner Jugendzeit, um diese Schätze gehörig zu würdigen und Margarethen, die das Wissen so sehr liebte, durch seine Kenntnisse zu erfreuen.

»Ich sehe,« sagte er, gezwungen lächelnd, »daß dort auf dem Tisch mehre aufgeschlagene Bücher liegen. Die Bibliothek wird also noch benutzt?«

— »Wie sollte sie nicht?« rief das Fräulein. »Ich selbst bringe täglich mehre Stunden hier zu. Ich treibe Sprachen und Wissenschaften, auch habe ich einen tüchtigen Bibliothekar, Sie werden ihn kennen lernen — doch hier halt! ehe wir zurückkehren, werfen Sie einen Blick in diese Zimmer, die der Beste der Menschen, mein Vater, einst bewohnt hat.« Ihre Stimme zitterte in tiefer Empfindung, leise öffnete sie eine Thür und trat hinein. Herfurt folgte ihr in einige einfach ausgestattete Gemächer, die durch schwere Vorhänge vor dem Eindringen des Lichtes bewahrt waren. Margarethe schlug diese zurück und plötzlich

standen sie im funkelnden Sonnenschein. »Hier ist mir alles heilig,« sagte sie bewegt, »es ist hier nichts, was seine liebe Hand nicht berührt hätte; wohin ich mich auch wende, ich finde ihn immer und immer wieder.« — Plötzlich führte sie ihren Gast vor ein großes Bild, das über dem Schreibtisch hing und sagte: »Das ist er und wohl getroffen. Ein großer, trefflicher Meister hat ihn gemalt; er wußte den Geist zu erhalten, der einst diese edlen Züge belebte.«

»Es sind Ihre eigenen Züge, Margarethe,« sagte der Graf, »so liebevoll gütig, so voll des höchsten Adels. Ich wollte, er könnte aus seinem dunkeln Rahmen steigen, er könnte mir beistehen, gut zu werden, wie er es war, um Ihre ganze Achtung und Liebe zu erwerben.«

— »Lieben Sie mich denn wirklich so ganz von Herzen?« fragte sie und hielt seine Hand fest, indem sie ihn lächelnd innig ansah und dann das Bild, das sein großes klares Auge auf sie zu richten schien.

»Ich liebe, ich bete Sie an, Margarethe,« rief Herfurt, »ja ich schwöre!« —

— »Schwören Sie nicht,« sagte sie, »ich fürchte, es kann nicht sein.«

»So hassen Sie mich, so verwerfen Sie mich?« stammelte der Graf.

— »Nein, nicht das,« sagte sie gütig und reichte

ihm beide Hände von Neuem, »aber wer mich liebt, muß frei sein und ein Mann. — Hab' ich Recht, mein Vater?« fuhr sie in schöner Begeisterung fort und nickte dem Bilde zu, »wer mich liebt, muß ein Herz haben, edel und groß wie das Deine; wer mich liebt, muß erhaben denken und handeln können. Ich weiß, was ich thue, hat Deinen Beifall, Du hättest es auch so gemacht, und was ich opfern muß, ich werde es vollenden. Lassen Sie uns gehen, mein theurer Freund,« sprach sie dann milder, »wir wollen uns beide bedenken, und noch ehe es Abend wird, werde ich wieder fragen, ob Ihre Liebe mich begehrt.«

»Nein, lösen Sie diese Räthsel auf der Stelle,« rief Herfurt leidenschaftlich; »Margarethe, treiben Sie kein Spiel mit mir!«

Sie führte ihn in die Bibliothek zurück, ohne etwas zu erwiedern; Herfurt folgte düster, er kämpfte mit seiner schwer verletzten Eigenliebe, seine reizbare Sinnesart füllte sein Herz mit fieberheißem Blut. — In dem Gartensaale ließ ihn Margarethe allein. Sie hatte plötzlich zu ihm von gleichgültigen Dingen gesprochen, von der Schönheit der Umgegend, von der Jagd, von ihren Blumen und Neigungen, er hatte es kaum gehört. — »Ich lasse Sie hier zurück,« sagte sie endlich, »weil Sie verdrießlich sind. Das ist nicht recht von Ihnen. Wenn ich wiederkomme, verlange

ich, daß Sie gut und freundlich sind. Ich gehe, mein Haus zu bestellen für den lieben Gast.«

Der junge Edelmann blieb in der heftigsten Aufregung zurück. Margarethens Ruhe und Gleichgültigkeit, ihr unbefangenes Sprechen, ihre unbekümmerte Fröhlichkeit brachten ihn zum Äußersten. »Hätte ich diesen Boden nie betreten!« murmelte er. »Sie liebt mich nicht, sie hat kein Herz, keine Empfindung. Was kann sie von mir verlangen? Was soll das heißen? Oder welch Geheimniß liegt hier verborgen?« — Unentschlossen ging er auf und nieder. — »Soll ich mich etwa wie einen Schulknaben prüfen lassen,« rief er endlich ingrimmig, »um mit Spott und Hohn nach Hause geschickt zu werden? Ich habe ihr meine heiße Liebe gestanden und sie — o! ich Thor, was hoffe ich noch. Fort! Zurück!« Er faßte den Drücker der Thür und ließ ihn seufzend wieder los. »Ich kann nicht,« sagte er, »ich will nicht. Was machte denn ihr Auge leuchtend, ihren Blick so zärtlich, wenn es nicht die Liebe war? Wie edel, schön und erhaben stand sie vor dem Bilde ihres Vaters, o! Margarethe, ich fürchte die Prüfung nicht. Alles, Alles für Dich!«

Bei dem Geräusch einer Thür wendete er sich mit heiterem Gesicht um. »Da haben Sie mich, vertrauensvoll, gut und sanft, wie ich sein soll,« rief er,

aber in demselben Augenblicke ließ er die Arme sinken, die Heiterkeit verschwand aus seinen Zügen, welche plötzlich bis zur Wuth erhitzt und düster wurden, denn statt Margarethen stand der fremde, junge Mensch im grünen Kleid, mit dunklen Locken, einen Strauß von Blumen in der Hand, vor ihm.

Beide betrachteten sich einige Minuten schweigend, dann sagte der Graf: »Es ist keine Täuschung, ich kenne Sie; wie kommen Sie an diesen Ort? Wer sind Sie?« Und plötzlich schlug er mit wilder Heftigkeit die Hand an seine Stirn und schrie: »Wenn es möglich wäre, furchtbares Schicksal! Wer war die Dame, die in jener Nacht bei unserm Streit gegenwärtig war? Gestehen Sie, Hölle und Teufel! Geben Sie Antwort oder Sie sterben von meiner Hand.«

— »Ich habe kein Recht, Ihnen darauf zu antworten,« erwiederte der Andere. — »Mäßigen Sie Ihre Leidenschaft, Herr Graf von Herfurt, und wenn Sie vermögen, mich ruhig anzuhören —«

»Erst das Eine,« unterbrach ihn Herfurt. — »Sie haben gelobt, mir Ihren Namen zu nennen, Aufklärung zu geben, wenn wir uns wieder treffen. Ich habe Sie lange vergebens gesucht, es hat Ihnen jedoch beliebt, sich nicht finden zu lassen.«

— »Und nun?« sagte der junge Mann, als Herfurt dicht an ihn trat.

»Nun werde ich Sie nicht loslassen, bis ich weiß, wer Sie sind, bis ich,« fügte er mit dem Ausdruck des Hasses hinzu, »meine Rechnung ausgeglichen habe.«

— »Es thut mir leid,« erwiederte der Fremde, »mein Geständniß mit der Erklärung beginnen zu müssen, daß der Zufall der Geburt mir kein Adelsdiplom ertheilte.«

»So haben Sie mich betrogen!« rief der Graf.

Eine dunkle Röthe überdeckte das blasse Gesicht des jungen Mannes. Mit gewaltsamer Anstrengung kämpfte er den Zorn nieder. »Fragen Sie sich,« sagte er, »ob ich nicht mittelst dieser Täuschung allein Sie und Ihre Gefährten von einer schlechten und gewaltthätigen Handlung abhielt, deren Sie sich nur mit Scham erinnern würden. Ich aber,« fuhr er mit Nachdruck fort, »hätte meine Ehre, die Ehre der Dame, welche unter meinem Schutze stand, theuer verkauft, vielleicht mit meinem Leben und dem Ihren. Legen Sie den Maßstab meiner Lage an sich selbst; wie wohlthuend würde es für mich sein, wenn Sie empfänden, was ich empfinde, wenn Sie mir die Hand zur Versöhnung reichten, mir gestatteten, um Ihre Freundschaft zu werben.«

Herfurt lachte laut auf, aber es war ein zorniges, verächtliches Lachen. »Bei meiner Ehre!« rief

er, »diese Frechheit übersteigt Alles. Sie wagen es, mir Ihre Freundschaft anzubieten, während ich im Begriff bin, Sie zu züchtigen, wie Sie es verdienen! Wer sind Sie? heraus endlich mit der Sprache!«

— »Mein Name,« sagte der junge Mann stolz, »ist Elias Waldmann, ich bin Rechtsgelehrter und Sohn eines Mannes, den Sie, Herr Graf, gut kennen.«

Herfurt deckte die Hände über sein heißes Gesicht, als wollte er sich festhalten. »So weiß ich Alles,« schrie er, »wie Schuppen fällt es von meinen Augen. Der Flötenbläser, der Freund, der Vertraute, der Bibliothekar und der Elende, dem ich Rache gelobt habe, Alles steht in einer Person vereint vor mir. Es ist ein Complot, ein niederträchtiges, bübisches Complot! Margarethe war also die schwarze Dame? Was wollte man mit mir? Was habt Ihr mit mir vor? Ihr Alle und der alte Wucherer Elias! Wie wollt Ihr mich plagen, betrügen und verspotten? Gestehe, Mensch, gestehe, oder erwarte das Äußerste.« — Er legte Hand an ihn, der junge Waldmann riß sich los und sagte mit Heftigkeit: »Ich habe gelobt, ruhig zu sein, aber bei Gott! die größte Langmuth hat ihre Grenze. Predige doch Niemand den Vorurtheilen Vernunft, die mit der Wiege eingesogen worden; nur eine lange Schule der Leiden kann sie vielleicht

zerbröckeln. Hüten Sie sich, Herr Graf, ich warne Sie, wie ich in jener Nacht warnte, lassen Sie meinen Arm frei, hören Sie auf die bessere Stimme, die Ihnen zurufen muß, bedächtig zu sein. Margarethe!« —

— »Ha, Margarethe!« schrie Herfurt außer sich, »zu ihren Füßen will ich Dich zwingen —« er faßte mit äußerster Gewalt seinen Gegner, als plötzlich das Fräulein von Richtenstein in den Saal trat und zwischen die beiden Streitenden schritt.

»Was wagen Sie in meinem Hause,« rief sie. »Ist das die feine Sitte eines Edelmanns und meines Gastes? Mit welchem Rechte unterstehen Sie sich, hier wie ein Feudalherr aufzutreten und mit roher Gewaltthat meinen Freund anzufallen, gleich einem Ritter der Landstraße.« — Ihre zornige Schönheit machte einen tiefen plötzlichen Eindruck auf den Grafen. Gebietend hob sich ihre Gestalt empor und unter den langen Locken funkelten ihre Augen mit einem Feuer, vor dem die seinen sich unsicher senkten.

— »Dieser Mensch,« sagte er, »er hat mich auf's Äußerste beleidigt, ich hasse ihn, ich suche ihn seit langer Zeit, und Sie, Margarethe, sagen Sie mir das Eine, sind Sie die Dame, welche ich an seiner Seite sah? Sie müssen es sein, bekennen Sie die Wahrheit, ich durchschaue diese Ränke.«

»Schweigen Sie, mein Herr,« rief Margarethe stolz, »Ihr Ohr ist weder gemacht, Wahrheit zu hören, noch Ihr Sinn, diese zu begreifen. — Und wenn ich jene Dame bin, von der Sie reden, wer könnte Rechenschaft von mir verlangen? Wer müßte reuevoll den Blick zu Boden schlagen und um Verzeihung bitten für so viel Thorheit und Frevel? Wer würde nicht, wenn er von Schlacken sich gereinigt hätte, die Hände nach den Beleidigten ausstrecken und sagen: vergeßt und vergebt, ich will den alten Adam ausziehen und Eure Liebe erwerben.«

— »Mein gnädiges Fräulein,« erwiederte der Graf spöttisch, »wir leben nicht im Lande der Unschuld und führen paradiesische Scenen aus. Sparen Sie die Mühe, mich zu bekehren, sparen Sie alle Ihre edlen Grundsätze, die Tugend und Frömmigkeit des Schwesternhauses zu Herrnhut für den Burschen da, Ihren tapfern Freund und Ritter auf Reisen und Abenteuern, aber hüten Sie sich, jemals wieder mit einem Mann von Stande und Ehre so freventlich zu scherzen.«

»Von Ehre!« sagte das Fräulein, »armes gemißbrauchtes Wort! Du hast wohl Recht, Elias, er ist unfrei und so durch und durch von Leichtsinn, Thorheit und Verderbniß durchdrungen, daß Gott strafend vom Himmel steigen muß, wenn der bessere Kern gerettet werden soll.

Einen Augenblick stand Herfurt verstummt und fast erstaunt von diesen halb strafend, halb klagend ausgestoßenen Worten. — »Ich bin unter Ihrem Dache,« sagte er dann erglühend, »ich bin bei aller Verderbniß ritterlich genug, in Ihnen die Dame zu achten. Mag es Ihnen wohlgehen, Margarethe, mögen Sie leichtsinnig, treulos, gewissenlos, wie Sie sind, nicht an Glück leiden, mag die Liebe, die mich beschlich, die ich hier ausreiße und verfluche, die Sie verspottet und verhöhnt haben, Ihnen nie eine kummervolle Stunde machen. Bleiben Sie bei der Gemeinheit, bei den Wucherern und Krämern, mit denen Sie sich verbunden, zu deren unadelichem Sinn Sie getrieben, und warten Sie dort den Tag ab, wo Gott, vom Himmel gestiegen, die bekehrten Sünder zu Ihnen führt.«

»Amen!« sagte Margarethe. »So sei es, Graf Herfurt, ich werde warten.«

Sie blickten sich beide an; plötzlich verbeugte sich Herfurt und eilte hinaus. Am Rande des Plateaus stand er still, die Thür war noch geöffnet; Margarethe stand dort, ihre beiden Arme um den jungen Elias geschlungen, den Kopf an seine Schulter gelehnt. Ein wüthender Schmerz drang durch seine Brust, fast besinnungslos lief er den Weg hinab.

6.

Auf der Mitte des Weges zur Heimath hielt er sein Pferd an und erwartete den Diener, der, klüger als sein Herr, die halsbrechenden Pfade mit der nöthigen Vorsicht zurücklegte. Herfurt hatte Zeit, ein Blatt aus seiner Brieftafel zu nehmen, es zu beschreiben und zusammenzufalten, ehe der Mann ihn erreichte. — »Du wirst den Weg allein fortsetzen,« sagte er, »und diesen Brief meiner Schwester einhändigen.«

Der Reitknecht sah ihn erstaunt und fragend an.

»Ich,« fuhr der Graf fort, »habe noch ein Geschäft in der Nähe abzumachen. — Ist dies nicht die Straße nach der Stadt N.?«

— »Ja, mein gnädiger Herr, sie führt gerade dahin.«

»Und der alte Elias Waldmann wohnt dort?«

— »Am Markte steht sein großes Haus. Jedes Kind kennt es.«

»Gut, so reite. Doch halt, noch Eins, wir kehren nach der Hauptstadt zurück. Meine Diener sollen gut packen, nichts vergessen. Mein Wagen soll nach H. fahren, entweder ich bin dort, oder sie erhalten Nachricht von mir. Meine Mutter und Schwester werden das weiter Nöthige befehlen. Jetzt fort!«

Beide trennten sich. Der alte Mann sah dem

jungen Herrn kopfschüttelnd nach, der sein Pferd gewaltig antrieb; dann starrte er auf den Zettel, von dem er nichts verstand, und endlich steckte er ihn ein und sagte: »Das arme Thier jagt er zu Schanden, das muß es nun entgelten, so sind die reichen Leute. Es muß etwas Großes los sein, viel Gutes aber nicht, er sieht aus, wie Einer, der ein böses Gewissen hat und der böse Feind ist hinter ihm. Meiner Seele, da ist er schon über den Berg.«

Berg auf, Berg ab ritt der junge Herr im vollen Lauf. Die Leute standen still und sahen ihm nach, sie grüßten, er dankte nicht, er sah sie kaum; zwei Stunden später war er in der Stadt und das edle Roß trug ihn schwankend, athemlos, mit Schaum ganz bedeckt vor das stattliche Haus des Elias Waldmann.

Der alte Herr mußte den Reiter gesehen haben, denn an der Thür kam er ihm entgegen, gerade so in dem grauen, langen Rock, den kleinen Hut auf das rothe Gesicht gestülpt und sein großes Rechnungsbuch unter dem Arm, wie er es immer that. Seine hellfunkelnden Augen musterten die verstörten Mienen des Grafen, dann öffnete er ein Zimmer und lud ihn ein, näher zu treten. Herfurt that es ohne eine Erwiederung. Er warf Hut und Peitsche auf den Tisch und sich in einen Stuhl daneben, indem er mit einer heftigen Bewegung die Arme kreuzte und einige leise

Worte murmelte, die wie ein Fluch klangen. »Aha!« rief der alte Elias, »ich merke, wie es steht. Haben Sie von den Neuigkeiten schon gehört aus der Hauptstadt, die freilich für die Ohren eines Bräutigams oder verliebten Menschen schlecht lauten? Aber wer wird ein Narr sein und sich todt schießen lassen, wenn das Leben seinen Rosengarten eben öffnet. Nehmen Sie den Abschied, Herr, es giebt Kanonenfutter genug und mancher wird in den Sand beißen, der jetzt von seinen Heldenthaten träumt.«

— »Was soll das heißen?« fragte Herfurt.

»Nun, was soll es heißen?« sagte der Kaufmann, »es giebt Krieg! Ein Glück für alle böse Schuldner und leichtsinnige, junge Leute, ein Unglück für den Mann des Friedens, und ruhigen, rechtlichen Bürger.«

— »Krieg?« rief Herfurt und stand auf.

»Ja, Krieg!« schrie der alte Mann, »thun Sie doch halt so, als hätten Sie das große Loos gewonnen.«

— »Krieg gegen die Franzosen?

»Und gegen den Napoleon, es ist entschieden,« fuhr Elias fort. »Der Befehl zum Aufbruch ist gegeben und manche Menschen sind toll geworden davon. — In Berlin, in der Behrenstraße, haben die jungen Herren vor dem Hause des französischen Gesandten ihre Schwerter schleifen lassen, so recht zum Spott,

und ein Mann aus Paris, ein kleiner Herr mit gelbem Gesicht und schwarzem Haar hat dazu am Fenster gestanden und lachend herunter genickt, es soll der Bonaparte selbst gewesen sein.«

— »Thorheit!« rief der Graf, »aber Gott sei Dank! endlich sind wir so weit. Es wird eine Jagd werden, eine wilde Jagd über den Rhein nach Frankreich bis ins Herz der Nichtswürdigkeit.«

»Glück zu! Glück zu!« schrie der Kaufmann und schwenkte spöttisch seinen Hut, »aber von Ihnen, mein Herr Graf, hätte ich andere Sprache erwartet. — Sie stecken in Schulden bis über die Ohren, den meisten Ihrer wilden Genossen geht es freilich nicht besser, aber Sie haben Aussichten, Alles zu tilgen und zu erhalten, was Sie besitzen. Margarethe —«

— »Kein Wort von Margarethe!« rief Herfurt. »Wäre sie eines Kaisers Tochter und ihr Erbe ein Thron, ich möchte sie nicht. — Ich könnte Rechenschaft fordern, auch von Ihnen, Herr Waldmann, denn Ihr Sohn —« er drehte sich um, ging heftig das Zimmer auf und ab und sagte dann, »ich habe kein Recht, Ihnen Aufschlüsse zu geben, noch will ich diese verlangen, mag Ihr Sprößling glücklich werden, nur hüte er sich jemals wieder in meine Nähe zu kommen. Ich habe nur eine Frage an Sie zu thun. Sie haben mir Credit angeboten, ich brauche

Geld, ich gehe nach der Hauptstadt, Ihre Nachrichten machen dies sogar nöthig, wollen Sie mir noch Hülfe leisten? Ich verlange tausend Louisd'or.«

»Um's zu verspielen, zu verprassen und ein Bettler zu sein,« rief Elias. »Nehmen Sie Vernunft an, werther Herr Graf,« sagte er zutraulich und faßte die Hand seines Gastes, »gehen Sie nicht leichtsinnig in die Welt, kehren Sie um, Sie wissen nicht, was Sie aufgeben, ich sage Ihnen, Margarethe liebt Sie.«

— »Und somit könnte ich die Ehre haben, der Nachfolger Ihres Sohnes zu sein.«

»Bah!« rief Elias, »Sie wissen nicht, was ich weiß.«

— »Und Sie nicht, was ich erlebte und erfuhr.«

»Mein Sohn,« sagte der alte Kaufmann, »würde mit Freuden alle Ihre Besorgnisse beruhigen. Er ist brav und stolz, er hat eine Gesinnung wie ein Fürst, und er ist reich, Herr Graf, reicher wie zwanzig Grafen und Barone im Lande. Er würde sich glücklich schätzen, der närrische Junge, wenn er Ihr Freund sein und Alles mit Ihnen theilen könnte.«

Herfurt fuhr zurück, wie von einer Schlange gebissen. »Theilen?« rief er, »ich habe nichts mit ihm zu theilen; mein Freund sein?! Welcher Dämon plagt denn Alle, mir das zu versichern. Ich hasse

ihn auf's Tiefste, mehr wie irgend einen Menschen. Wäre er meines Standes, brächte es Ehre, Schwert oder Pistol zu ergreifen, er sollte nicht lange mehr unter den Lebenden sein.«

»Nun,« sagte Elias ruhig, da danke ich Ihnen aufrichtig, daß Sie es nicht der Mühe werth finden, ihn zu ermorden, obwohl ich glaube, er versteht es, sich seiner Haut zu wehren. Sie aber wollen nicht vernünftig sein, so gehen Sie denn hin in Ihrem Leichtsinn, wir wollen keine Worte mehr machen. Die tausend Louisd'or,« fuhr er dann fort, »wird der Vater des jungen Mannes geben, den Sie so bitter hassen und verachten, das soll seine Rache sein. Setzen Sie sich, schreiben Sie einen Schuldschein, das Geld soll zu Ihren Diensten stehen.«

— »Ich will Ihnen,« sagte der Graf, »meine sämmtlichen Güter verpfänden und ein gerichtliches Instrument aufsetzen.«

»Das ist unnöthig,« erwiederte der alte Mann. »Kommt der Krieg, so ist, was hypothekarisch darauf steht, mehr als hinreichend, Alles in meine Hände zu bringen. Das Übrige ist verloren, so oder so. Bleibt Friede, so ordnen sich unsere Angelegenheiten wohl noch in anderer Weise. — Sie sind ein untergegangener Mann, Ihr Ruin steht so fest, daß nichts mehr daran zu ändern ist; das einzige Mittel, das

sich Ihnen bot, haben Sie selbst zerstört. Ihre Mutter aber und Schwester sollen nicht darunter leiden, wenn ich es ändern kann. Ich und mein Sohn, wir werden handeln, wie es recht ist.«

Er ging hinaus und der Graf warf sich in heftiger Aufregung in den Stuhl. Er war in der Gewalt des Alten, er mußte Geld haben, er mußte fort. — Er fühlte sich tief gedemüthigt, beschämt, beleidigt, vernichtet; er wünschte sich den Tod und verfluchte mit dem Hochmuth der blinden Leidenschaft nicht sich, sondern die gemeinen Menschen, die ihn in diese Lage gebracht hatten.

Endlich kam Elias mit dem Wechsel auf eines der ersten Bankierhäuser der Hauptstadt, und Herfurt stellte die Quittung aus. Der Boden brannte unter seinen Füßen; Elias war höflich kalt und hinderte ihn nicht, einen eiligen Abschied zu nehmen. Aus dem Gasthause sandte er einen Boten mit Nachricht auf die Poststation, wo ihn sein Wagen erwarten sollte, und mit Briefen an seine Mutter und Schwester, in welchen er Abschied nahm und die Kriegsgerüchte als Vorwand und Deckmantel der Eile benutzte. Dann nahm er Extrapost und fuhr nach der sechs Meilen entfernten Hauptstadt der Provinz, und hier trafen ihn seine Diener, von denen er nicht allein Schreiben seiner Verwandten, sondern auch die Ordre

seines Regimentschefs empfing, sogleich sich zum Dienst einzufinden. Mit freudigen Blicken las er den Befehl. Jetzt hatte er eine völlige Rechtfertigung seiner plötzlichen Abreise, und mit größter Eile fuhr er der Hauptstadt zu.

7.

Nach wenigen Monaten begann der Krieg, welcher in unserer Geschichte so merkwürdig der Grenzstein einer neuen Zeit geworden ist. Das schöne goldblitzende Regiment der Leibwache zog von Siegeshoffnungen trunken ins Feld, die riesenhaften Jünglinge auf riesigen Rossen, alle voll Muth und Kraft und stolzer Zuversicht, den Ruhm eines Jahrhunderts in den edlen Standarten, die auf so vielen Schlachtfeldern geheiligt waren. — Da war nichts als Lust und Übermuth. Erinnerungen an die tollen Abenteuer der letzten Zeit, an Feste und Bälle und Schlittenfahrten im Sommer zur Verspottung der Sitten und Satzungen der Philister; da wurde gespielt, getanzt, gezecht, wie und wo es irgend anging; die reichgefüllten Seckel leerten und füllten sich, und der Lebensbecher schäumte am vollsten bei denen, wo er bald sich auf immer leeren sollte. — Nur Graf Herfurt war ein Anderer geworden, ein Narr voll Ahnun-

gen, ein Träumer, der seine Sünden abbüßte, ehe sein letztes Stündlein schlug, wie seine Gefährten behaupteten. Seine Freunde kannten ihn nicht mehr, — er, sonst der Tollste der Tollen, der Bravste der Braven, wo es galt einen Streich zu spielen, der Aufsehen und Bewunderung der wilden Jugend erregte, er, der vor Kurzem noch mit seinem Pferde steile Treppen hinaufgeritten war, einem Bürgermädchen zu gefallen, die ihm einen Kuß dafür versprochen, er hing jetzt stumm und still im Sattel, ohne Theilnahme, verschmähte alle Gelage, allen Wein, alle Lust und ließ den bittersten Spott über sich ergehen, ohne ein Wort zu erwiedern. Man betrachtete ihn endlich als einen Kranken und er hatte Zeit einsam zu sein und seinen Schmerz zu nähren. Von seiner Mutter und Schwester erhielt er mehrmals Briefe voll Liebe und Sorge, aber in keinem stand etwas von Margarethen, dagegen aber war viel Lob über Elias Waldmann darin, der unter Beistand des Rentmeisters die Geschäfte geordnet und in seiner praktischen Klugheit viele vortheilhafte Einrichtungen getroffen hatte. — Endlich kam der entscheidende Tag, an dem so viele Hoffnungen begraben wurden. Der Kampf war kurz aber blutig und Graf Herfurt hatte wenigstens nicht das Mißgeschick zu den Gefangenen zu gehören, die demüthig an demselben Ort zu Fuß,

beschmutzt und gesenkten Hauptes eingebracht wurden, wo sie so oft in stolzer Pracht auf ihren wilden Rossen der Schrecken der Bürger gewesen waren, die sie jetzt ungescheut verhöhnten. Graf Friedrich lag auf dem Schlachtfelde, den blutigen Säbel in der Faust, mit Wunden bedeckt, bis er von Marodeuren unbarmherzig ausgeschält, sammt Andern in ein Spital gebracht und endlich halb geheilt nach Frankreich abgeführt wurde, da er, wie viele tapfre Offiziere, sein Ehrenwort nicht geben wollte, in diesem Kriege nicht weiter zu dienen. Bis zum Frühlinge des Jahres 1808 war er mit einem kleinen Trupp von Leidensgefährten auf einer der Inseln zwischen der Loire und Garonne gefangen. Einige Male hatte er Briefe zu befördern gesucht, aber sie waren ohne Antwort geblieben, und als die Stunde der Befreiung für ihn schlug, war er völlig mittellos, den weiten Weg zur Heimath anzutreten. Noth und Entbehrungen aller Art waren seit langer Zeit seine täglichen Gäste gewesen, das Wenige, was die französische Regierung unregelmäßig und unterbrochen ihren Gefangenen reichen ließ, reichte nicht hin, das Nothwendigste zu beschaffen, und ohne die Mildthätigkeit guter Menschen wären die meisten immer in Gefahr des Verhungerns gewesen. So wurde der Stolz des deutschen Edelmannes in fortgesetzten Stößen bitterer

Wirklichkeit des Lebens gebrochen, aber er krankte an der Seele, wie am Körper, und lag fieberheiß auf seinem ärmlichen Lager, als eines Tages ein großer Offizier hereintrat, der sich als Militair-Commissair des Distrikts vorstellte, unter dem lebhaftesten Bedauern über seine Lage ihm die Freiheit ankündigte und ihn mit allen Verhältnissen des geschlossenen Friedens und der wiederkehrenden Ruhe bekannt machte. — Die Röthe der Hoffnung glänzte auf dem Gesicht des Kranken, dann starrte er düster vor sich hin, überdachte seine Hülflosigkeit und ließ den Kopf sinken.

»Ich bedauere aufrichtig,« sagte der Offizier, »daß ich nicht gewußt habe, daß Sie, mein Herr, der Graf von Herfurt sind, der sich hier befand. Ihr Name war in den Listen entstellt, Ihr Stand war nicht einmal angegeben. Seit fast einem Jahre gingen Aufforderungen nach Ihrem Aufenthalt umher; der Krieg hat bewirkt, daß man nicht genau nachforschte; nach Abschluß des Friedens aber sind diese Forschungen wiederholt worden. Es sind Briefe und Geld für Sie vorhanden.«

— »Wo?« rief der Gefangene mit freudeblitzenden Augen.

»Auf meinen Bericht sind mir dieselben von Paris zugeschickt worden,« sagte der Commissair. »Hier sind sie.«

Er zog ein Päckchen aus der Tasche, Herfurt riß es ihm aus der Hand; Briefe fielen heraus, die Aufschrift trug Lydias Züge; er stieß einen Schrei der Freude aus und durchflog zitternd den Inhalt. Nach tausend Mühen und Ängsten hatten sie gehört, daß er lebe, und durch Verwendung und Vermittelung eine Nachforschung in Frankreich betrieben. — Sie waren gesund und voll Hoffnung, sie erwarteten eine Antwort, die ihre letzten Besorgnisse, die Besorgnisse einer Mutter, deren Thränen um den einzigen geliebten Sohn das Papier vergelbt und die schwankenden Buchstaben ausgelöscht hatte, zerstreuen sollte. — In dem Brief lag eine Anweisung von beträchtlichem Werth. Er sah nach dem Datum der Briefe und seine Freude sank; sie waren vor neun Monaten geschrieben.

»Wann kann ich fort?« rief er mit der Angst eines oft Getäuschten, »und dieser Wechsel, wo finde ich die Aussicht, ihn in Geld zu verwandeln?«

Der Commissair beruhigte ihn über beides. »Sie sind von diesem Augenblick an frei,« sagte er, »Sie sowohl, wie alle Ihre Gefährten; der Wechsel aber ist so gut, daß ich selbst Ihnen in Nantes das Geld dafür einhändigen werde.«

In wenigen Stunden waren sie auf dem Wege und in einigen Tagen darauf befand sich der Graf

mit Päſſen und allen Mitteln reichlich verſehen auf der Reiſe nach Deutſchland. So eilig er konnte und ohne allen Aufenthalt, ſuchte er ſich ſeiner Heimath zu nähern. Er vermied die Hauptſtadt, vermied es, alle Bekannte und Freunde aufzuſuchen, und er war hinlänglich fremd geworden; Vieles hatte ſich anders geſtaltet, Niemand fragte, Niemand kannte ihn. Das Land war noch immer von fremden Soldaten beſetzt, die Stimmung düſter und niedergeſchlagen, und doch regte ſich überall ein anderer Geiſt. Die alten Satzungen waren eingeriſſen und umgeſtürzt, er las mit Erſtaunen die Reihen von neuen Geſetzen und Verordnungen, welche die Vorrechte des Adels, die Vorzüge der Geburt aufhoben, den Bürger ſelbſtſtändig, den Bauer frei machten. Er hörte den Spott über die untergegangene Zeit ruhig an, es kam ihm ſelbſt vor, als müßte es ſo ſein; er hatte Erfahrungen gemacht unter dem fremden Volke, das er einſt ſo bitter haßte, er haßte es noch, aber nur als Eroberer und Unterdrücker.

So erreichte er endlich die grünen Thäler, in deren Schooß ſeine Beſitzungen lagen, und mit unruhig pochendem Herzen ſah er am abendlichen Himmel die Zinnen und Firſten des Schloſſes in der Ferne unter den Bäumen hervorragen. Die blaue Kette der Berge in Oſten war von der ſinkenden

Sonne überglüht, in diesen Bergen wohnte Margarethe einst, wo war sie jetzt? Seine Mutter, seine Schwester, lebten die? Er hatte es nicht gewagt, darnach zu fragen. So oft er auch den Mund dazu öffnete, immer drängte sich gewaltsam das Wort zurück. Die letzten zwei Meilen machte er den Weg zu Fuß, und scheu wich er den Landleuten aus, die ihm begegneten. Er fürchtete fast, daß man ihn erkennen, daß irgend eine schreckliche Nachricht ihn von der Schwelle des Vaterhauses zurückscheuchen könnte, und es drängte ihn selbst zu sehen, selbst zu hören, plötzlich als ein Auferstandener einzutreten und sein Urtheil zu empfangen. Langsam mit schweren zögernden Schritten ging er endlich durch die wohlbekannten Wege des Parks. Mit wilder Heftigkeit schlug sein Herz, er hielt sich an den alten Bäumen fest und sah zitternd an der Terrasse empor, wo er Stimmen hörte und Gestalten sah, welche halb verborgen hinter einem chinesischen Schirm nicht leicht erkannt werden konnten. Prüfend und leise schritt er näher bis unter den letzten schützenden Stamm. Die Stimmen der Sprechenden schallten verworren herüber, er konnte nichts deutlich verstehen, vorsichtig ging er die Stufen hinauf und plötzlich trat er in das Schirmzelt und prallte zurück, denn an dem Theetisch saßen Margarethe und der junge Elias Waldmann.

»Graf Friedrich!« rief Margarethe und sprang von ihrem Sitze. Sie streckte ihm die Hände entgegen und ließ sie sinken, als sie in sein düstres Gesicht sah.

— »Wo ist meine Mutter?« rief der Graf.

Margarethe deutete mit dem Finger stumm auf den Boden.

— »Todt!« rief Herfurt erschüttert.

»Vor drei Monaten haben wir sie begraben,« sagte der junge Waldmann; »auch mein Vater ist heimgegangen.«

— »Und Lydia?«

»Meine theure Lydia ist hier und wohl,« erwiederte Margarethe. »Es hat sich Vieles verändert, Graf Friedrich.«

Eine lange Pause folgte. »Vieles hat sich geändert,« murmelte der Graf, »so scheint es, vor Allem aber wünschte ich zu wissen, ob ich hier in meinem Hause bin, oder ob —«

»Ob es mir gehört,« fiel Elias ein. »Es kommt darauf an, was Margarethe sagt.«

— »Herr Waldmann,« sagte Herfurt stolz, »ich vermuthe fast, daß Sie und Ihre Gemahlin die Besitzer meines Eigenthums geworden sind.«

»Sie haben Recht,« versetzte Elias, »so ist es.«

— »Allein wir werden sehen, ob meine An=

sprüche erlöschen konnten,« fuhr der Graf gereizt fort. »Der Todte ist lebendig geworden, es ist kein Glück für Sie, er wird Rechenschaft fordern.«

»Sie sind im Irrthum,« sagte der junge Mann mit Wärme, »nichts kann mich mehr beglücken, als Ihr Leben. Sie sind noch immer der rechtmäßige Besitzer dieser Güter, ich habe sie nur verwaltet. Ich habe versucht, der trauernden Mutter den Sohn zu ersetzen und Lydia, Margarethe —«

— »Wenn ich also in der That noch Herr hier bin,« rief der Graf, »so möchte ich Sie bitten —«

Er hielt inne und blickte verstummend auf Margarethe, die lächelnd sagte: »Wenn er Herr hier ist, so will er uns zuerst befehlen, ihm Raum zu geben; o! der Undankbare. Was hast Du für ihn gethan, Elias, und doch kommt er nach so vielen bitteren Erfahrungen ohne Reue zurück. — Ohne Dich wäre sein Erbe verheert, verkauft, zerstückt; ohne Deine treue Liebe seine Schwester verlassen und allein, er selbst vielleicht kaum mehr unter den Lebendigen. Warst Du es nicht, der unermüdlich thätig nach ihm forschte, der keinen Weg scheute, um Nachricht einzuziehen, der nach der Hauptstadt eilte, Generale und Gesandte in Bewegung setzte, bis nach Paris Verbindungen aufsuchte, Belohnungen bot, Bitten und Briefe beförderte.«

— »Wenn dem so ist,« stammelte der Graf erglühend, »so bin ich Ihnen Dank schuldig, unermeßlichen, nicht zu tilgenden Dank!«

»Nichts von Dank,« rief Waldmann, »ich that, was ich that, für einen lieben Freund. — Ja, Graf Herfurt, wir müssen Freunde sein; vergebens sträubten Sie sich.«

— »Freunde!« rief Herfurt mit Bitterkeit, »mein Herr! niemals, es ist unmöglich, Sie vergessen die schwarze Dame; Sie vergessen, wie freventlich ich getäuscht ward.«

In diesem Augenblick trat Lydia aus der Thür, wo sie seit einigen Minuten gestanden hatte. Mit beiden Armen umfaßte sie Elias und sagte zitternd und mit Heftigkeit: »Bist du auferstanden, Friedrich, um Unglück über uns zu bringen, die edelsten, besten Menschen zu kränken? Du rufst die schwarze Dame, hier ist sie, und hier ist mein lieber Elias, mein Beschützer, mein Freund, mein Gatte, ja, höre es, mein Gatte, mit dem Willen meiner armen lieben Mutter, die ihn liebte und segnete, als ihren Sohn.«

— »Dein Mann!« rief Herfurt, »Lydia! Du bist von Sinnen. Margarethe ist nicht seine Frau? und Du — die schwarze Dame, Du!« — Er sah sie an und erbleichte. — Lydia stand im Trauerkleide vor ihm, es kam ihm vor, als erkenne er sie.

»Sieh her,« rief sie und richtete sich von Waldmann's Brust auf, indem sie das Tuch von ihrer Schulter nahm. »Sieh her, hier ist die Narbe noch, die das häßliche Thier mir biß. Noch schwebt die fürchterliche Scene vor meinen Augen, noch höre ich den Schrei, das Hohngelächter, die wilden Drohungen, ich sehe die Säbel blitzen, noch zittert mir oft das Herz, wenn ich an die namenlose Angst denke, die ich ertragen habe.«

— »Um Gotteswillen!« rief Graf Friedrich, mit seinen Händen den Kopf pressend, »Du machst mich wahnsinnig, Du lügst, Du täuschest Dich und mich, es ist unmöglich, gieb Rechenschaft, gieb Aufschluß!«

»Er ist nicht schwer zu geben,« sagte Elias. »Ich war von meinem Vater nach Herrnhut gesandt, Margarethen abzuholen und zu begleiten. In der Hauptstadt der Provinz trafen wir Lydia, die dort einige Zeit bei einer Verwandten verweilte. Der Carneval in Berlin wurde auf die lockendste Weise beschrieben, und Margarethe empfand die größte Lust, ein Maskenfest zu sehen. Bitten und Überredungen bestürmten die Freundin, in deren Herzen, wie ich glauben darf, schon damals eine Neigung für mich sich zeigte. Statt nun mit Lydia in unsere heimischen Berge zu fahren, fuhren wir mit Courierpferden nach der

Hauptstadt. An jenem Abende war Margarethe erkrankt, ich führte Lydia allein auf den Maskenball, aber bald war ihre Unruhe auf's Höchste gestiegen. Kein Wagen war zu bekommen, es blieb nichts übrig, als den Weg zu Fuß anzutreten. Das Weitere wissen Sie. — Am folgenden Tage reisten wir zurück; was Lydia litt, bedarf keiner Worte. Margarethe aber leistete einen Eid, uns glücklich zu machen. — Graf Friedrich, nur unter der Bedingung, daß Sie in unsere Vermählung willigten, wollte Sie Ihnen die Hand reichen. Es fügte sich anders. Der Krieg führte Sie fort, Ihre edle Mutter aber segnete unsern Bund, und seit sechs Monaten ist meine theure Lydia mein! Können Sie noch zürnen, wollen Sie noch die brüderliche Hand des Freundes zurückweisen, der sie treu und wahr Ihnen bietet?«

»O! Bruder Friedrich,« rief Lydia, »gedenke der Stunde, wo Du mir einst sagtest, ich will Alles thun, Dich glücklich zu machen.« —

— »Und Margarethe!« rief Herfurt, indem er sie bittend anblickte.

»Margarethe,« sagte diese lächelnd, »ist noch immer da und erwartet, daß Graf Friedrich frei und edel, wie ein echter Ritter um sie wirbt.« —

Am späten Abend trat der Vollmond über die hohen Waldbäume und beschien nur glückliche Men-

schen, die in trauten Gesprächen auf und nieder wandelten. Plötzlich tönte die Flöte wieder aus demselben Boskek, in derselben Liedesweise, die damals dem Schloßherrn so vielen Zorn und Kummer gemacht hatte. — Dies Mal war er jedoch ganz damit versöhnt. Er hielt Margarethens Hände in den seinen fest und blickte düster in ihre schönen Augen. Nach und nach aber zog er sie inniger an sich, und legte die Arme um sie, den Kopf wie ermüdet sanft an ihre Schulter, bis sich plötzlich Lippe auf Lippe fand und ohne Wort der Liebesbund geschlossen war. — Da kamen Lydia und Elias herbei. — »Sie ist mein,« rief Herfurt, »mein! o! Lydia und Du, mein Freund, vergebt mir um meiner Schmerzen und meines Glückes willen.«

Margarethe stand lächelnd auf und sagte: »Als Sie von mir schieden, mein Freund, was waren da Ihre letzten Worte: bei den Wucherern und Krämern solle ich bleiben und den Tag dort abwarten, wo Gott, vom Himmel gestiegen, den bekehrten Sünder zu mir führen würde.«

— »O! Margarethe,« rief der junge Mann, »wie beschämen Sie mich. Aber Gott ist gekommen, und reuig bin ich hier zu Ihren Füßen.«

»Ich sagte Amen!« fuhr das Fräulein fort, »ich sagte, ich wolle warten, und habe getreulich mein Wort gehalten.«

— »Und nun?« rief Herfurt und bedeckte sie mit seinen Küssen.

»Im Schwesternhause zu Herrnhut,« sagte Margarethe, indem sie mit anmuthiger Schalkheit ihre Augen mädchenhaft schüchtern senkte, »war es Sitte, daß, wenn je zwei sich gefunden, die getreu ihrem Wort und den Geboten die Herzen ausgetauscht, auch bald die Hände zusammengefügt wurden.«

— »Gott segne das Schwesternhaus in Herrnhut!« rief Herfurt entzückt. »Meine geliebte Margarethe, ich will nie mehr fluchen und schwören, aber mein letzter Schwur soll es sein, die Sitte des edlen Schwesternhauses genau und getreulich zu erfüllen.«

David.



In einem wüstaussehenden Gemach, welches zum vierten Stockwerk eines Hauses in der Straße Ste. Madeleine zu Paris gehörte, ging ein großer schöner Mann einst hastig auf und nieder, eben als die Sonne nach einem heißen Sommertage ihr letztes Glühen durch die schmalen Fenster warf. — »Er kommt nicht,« sagte er unruhig; »er kommt noch immer nicht; was kann ihm zugestoßen sein?« Und sich selbst diese Frage beantwortend, wiederholte er: »Was kann ihm zugestoßen sein? Ich hoffe, nichts! — Diese Menschen mit ihrem wüsten Geschrei von Freiheit, diese Tyrannen,« murmelte er, »die gleich den wilden Thieren zerreißen und zerstücken, was nicht zu ihnen gehört und wahnsinnig blutdürstig ist, wie sie, sie zwingen uns ja, immer zu fürchten und den Schlag unserer Herzen bei jedem Klopfen an der Thür antworten zu hören. Mein Gott! wie kann ein Künstler das ertragen, er, der das Schöne, das Erhabene, das Edle lieben und empfinden, das Gemeine, Niedrige hassen und verachten soll!« — Er hörte das leise Knarren einer Thür

und wendete sich rasch um: »Sie sind es, Melanie!« rief er strafend und erschrocken; »das ist wider die Abrede.«

»Sie sind allein, Charles,« sagte das junge Frauenzimmer, welches aus der Tapetenthür in der Wand hereingetreten war; »ich hörte Sie reden, laut reden; es klang so heftig, so aufgeregt; was haben Sie? Ist es ein Unglück, das uns betrifft? Reden Sie, sagen Sie mir, daß Sie nichts zu fürchten haben um —«

»Um Sie,« fiel der junge Mann mit zärtlich bewegter Stimme ein; theure Melanie, was könnte ich fürchten, wo es sich um mich handelt? — Nein, nein,« rief er und hielt ihre Hand fest, »wenn ich fürchte, so plagt mich nur die Angst, daß Unheil die treffen könnte, deren Glück und Ruhe mir über Alles werth sind.«

»Haben Sie,« sagte sie leise und erröthend, »den Brief abgeben können oder etwa —«

»Ihren Vater, den Bürger Picard,« wiederholte er lächelnd, »selbst gesprochen? Nein, das habe ich nicht, meine schöne Bürgerin, aber der Brief ist sicher bestellt; ich ließ meine Adresse da und denke die Freude zu haben, ihn vielleicht heute noch hier zu empfangen.«

»O, Herr Vincent, wie gut, wie edel sind Sie!« rief das junge Mädchen mit glänzenden Augen.

»Bürger Vincent!« erwiederte der junge Mann lächelnd, indem er ihre Hand wieder ergriff, »und Charles, Ihr Vetter, liebe Melanie, wie es zwischen uns ausgemacht ist.«

»Ach, daß es so sein muß!« sagte sie betrübt; »daß wir immer von den Menschen fürchten müssen! Und was habe ich ihnen gethan? Womit habe ich sie beleidigt? Gütiger Himmel! wodurch habe ich ihren Haß verdient?«

»Ohne Sorgen!« sprach Charles tröstend; »eben jetzt erwarte ich einen Freund, der mir längst einen Besuch versprochen hat und der mächtig genug ist, Ihnen Schutz angedeihen zu lassen, der Ihnen leicht Pässe verschaffen kann, vor dessen Wort sich die Barrieren und die Grenzen öffnen, der in solchem Ansehen steht, daß sein Name hinreicht, die Wildesten zu zähmen.«

»Wer ist er?« fragte das junge Mädchen gläubig lächelnd und hoffnungsvoll.

»Ich sage es Ihnen nicht,« erwiederte Charles, »aber Sie sollen ihn kennen lernen. Er hat mich immer geliebt; er war väterlich besorgt für mein Wohl; ich denke ihm jetzt Freude zu machen. Er soll dies sehen, hier —« er deutete auf die Staffelei, auf welcher ein verdecktes Bild stand — »hierher werde ich ihn führen, und wenn seine Augen blitzen, werde ich

mich an seine Brust werfen, ihm Alles sagen und ich zweifle nicht, er wird, er muß uns helfen.«

In diesem Augenblick hörte man ein Gepolter auf der Treppe, Charles deutete aufhorchend ängstlich nach dem verborgenen Ausgange, und das junge Mädchen entsprang schnell, indem sie ihm Abschiedsgrüße zuwinkte, welche er lächelnd und schweigend erwiederte. Gleich darauf ward die Thür mit fester Hand aufgedrückt und stark geschüttelt, als der Riegel nicht gleich nachgeben wollte. — »Halt! einen Augenblick, Bürger!« rief Charles, indem er den Riegel zurückzog, und freudig die Hände ausbreitend fügte er hinzu: »Seid Ihr es? O, wie sehnlich habe ich Euch erwartet, mein lieber, väterlicher Freund!«

»Und um Dir die Langeweile zu vertreiben, hältst Du hier Selbstgespräche, Bürger Vincent?« versetzte der Hereintretende lachend; »wie? oder hast Du etwa hier die Gesellschaft einer hübschen Bürgerin?«

Wenn er bei seinen Worten den jungen Mann angeblickt und nicht rückwärts nach der Thür umgeschaut hätte, durch welche zwei andere Personen traten, würde ihm schwerlich die dunkle Röthe und der Farbenwechsel in Charles Vincent's Gesicht entgangen sein. So bemerkte er es nicht. Vincent aber hätte sich wohl auch entschuldigen können, daß die, von welchen er sich umgeben sah, ihm das Blut vor Über-

raschung ins Gesicht getrieben, denn alle drei gehörten zu den ausgezeichnetsten Männern der Gegenwart und waren von einem Nimbus umstrahlt, der im Stande war, ebensowohl Begeisterung, als Schrecken und Entsetzen zu erwecken. — Der Erste, welcher das Zimmer betrat, war mittlen Wuchses, breitgeschultert, häßlich von Angesicht, ein Mann, der nahe an fünfzig Jahre zählen mochte und dessen eckige, abstoßende, scharfe Züge durch ein fehlendes, zugedrücktes Auge noch mehr des Unheimlichen erhielten. Wenn er lachte, zeigte er zwei Reihen blendend weißer Zähne hinter den schmalen Lippen; sein offnes Auge aber sprühte ein Feuer aus, das von wilden heftigen Leidenschaften zeugte, und hierzu stimmte auch sein gelbgebräuntes Colorit, die lebhaften Bewegungen seines Körpers, die phrygische Mütze auf seinem schwarzen Haar, der Bart, der lang und schön glänzend von seinem nackten muskelvollen Hals und Kinn auf die Brust niederfloß, und selbst das Gewand, das, einer römischen Toga gleich, auf seinen Schultern lag und dem ächten Jakobiner und Republikaner des Jahres 1794 selten fehlte. — Der zweite der Männer sah dagegen fein und zierlich aus; man hätte ihn fast einen Hofmann an Sauberkeit im Vergleich zu seinem schmutzigen Nachbar nennen können. Er war klein und mager. Sein brauner Rock mit Knöpfen von Perlmut=

ter, seine schwarzseidenen Unterkleider, die Schuhe mit Schnallen, und die blendend weiße Wäsche sammt den Manschetten, die sorgsam geknifft auf seine schönen schmalen Hände fielen: Alles war tadellos, aber sonderbar auffällig in einer Zeit, wo Schmutz und Nachlässigkeit den guten Bürger und wahren Patrioten anzeigten. Und doch, wer kannte nicht das blasse lange Gesicht, diese verschwommenen, kaum beweglichen Augen, diese sanften, fast melancholischen Gesichtszüge mit dem düstern schwermüthigen Lächeln, das die feinen Lippen krampfhaft umzog und zuckend oft durch alle Nerven zu laufen schien? Charles Vincent kannte ihn auch, den großen Bürger, den Allgewaltigen, an dessen reiner Tugend kein Mensch zu zweifeln wagte, und klopfenden Herzens schloß er die Augen, weil es ihm vorkam, als triefe jetzt der kleine Mann von Blutströmen, die wie Fontainen in unermeßlicher Zahl aus allen seinen Poren strömten, weil seine Sanftmuth, sein Lächeln, sein trauriger Blick ihn wie mit Fieber anfaßten, weil er innerlich zitterte, er wußte selbst nicht weshalb. Mit lauernder Schärfe glitt sein Blick über die blassen Lippen, welche so oft den Tod erbarmungslos verkündet hatten, mitten unter Wehklagen und Schluchzen, einzig im Dienst der hehren Tugendgöttin. — Es war die innere Herzensangst Charles, daß diesen entsetzlichen mattblickenden Augen

sich nichts entziehen könne, auch die feingefügte Thür in der Tapete nicht, und so fühlte er anfangs kaum, daß der Dritte der Herren seine Hand ergriffen hatte und zu ihm sprach, was wie aus einer unermeßlichen Ferne in sein Ohr zu schallen schien und gedankenlos sich darin verlor. — »Bürger Vincent,« sagte jener und schüttelte kräftig die schlaffe Hand, »ich glaube wahrhaftig; Du kennst mich nicht? Ihr Künstler seid und bleibt doch Träumer, selbst die Donnerstimme der Revolution kann Euch nicht aufwecken. Ihr schwärmt weiter für Eure Ideale und die Wellen des wahren Lebens spülen Euch in den Tod, ohne daß Ihr es merkt.«

»Du sprichst von den falschen Künstlern,« fiel der breitschultrige Jakobiner mit seiner lautschallenden Stimme ein, »von den Schwärmern, von den Phantasten, von den lyrischen Naturen, die mit ihren empfindsamen Narrheiten sich zu den Heiligen und Göttern, zu Nymphen, Mondschein und Waldesnacht retten. Die wahre höchste Kunst lebt der Geschichte; diese begeistert zu den großen Ideen. Der wahre Künstler verewigt die Thaten des Menschengeschlechts; er stellt sie dar, er bewahrt ihr Andenken vor der Vergessenheit und erfüllt die Nachwelt mit Bewunderung; er ist der Lehrer der Völker, welche die Wahrheit des Geschehenen durch ihn erfahren. — Was

wüßten wir von Griechen und Römern, ob's so gewesen sei, wie die alten vergilbten Schriften sagen, wenn ihre Bildwerke, ihre Bauten, ihre Statuen uns nicht belehrten? Sprich nicht von den Künstlern mit diesem spöttischen Lächeln, Bürger St. Just, Du kennst sie nicht. Hier steht einer« — er schlug auf seine Brust — »dessen Namen und Werke man betrachten wird, als ewiges, redendes Zeugniß, wenn nichts mehr von ihm Kunde giebt, als ungewisse Buchstaben.«

»Dein Brutus, Deine Horazier, Dein Sokrates, Dein Schwur im Ballhause, der Tod des Bürgers Marat!« rief der kleine Herr im braunen Kleide und sein rauhes, kreischendes Organ wurde weicher, als er hinzufügte: »Du wirst ewig leben im Pantheon der Geschichte, Bürger David!«

»Ich nicht allein,« sagte David, »Gerard und Andere mit mir, auch hier mein junger Freund Vincent. Laß uns sehen, was er geschaffen hat. Sein neuestes Werk wird für ihn sprechen. Er ist noch jung, aber in ihm ist der belebende Odem, der das Werde! ausspricht. Er wird verherrlichen, was wir gethan.«

Vincent hielt noch immer die Hand St. Just's fest und betrachtete den jungen schlanken Mann, der ein Gesicht voll Blattern, ein lebhaftes Colorit und

dunkel glühende, bewegliche Augen besaß. Er hatte eben begonnen, ihm zu sagen, daß er ihn sehr gut kenne aus alter Zeit, daß er viel von ihm gehört habe und keineswegs so getrennt von den Vorgängen sei, die das Volk frei gemacht, als aber jetzt David zur Staffelei trat und seine Hand das Leinenzeug faßte, welches das Bild bedeckte, machte er sich mit einer plötzlichen Bewegung frei, als wolle er den großen Maler hindern, dann blieb er stehen und erglühend den Blick fest auf jenen gerichtet, beobachtete er dessen lebhafte Verwunderung.

»Was ist das!« hörte er ihn ausrufen, dann ward es still. Der braune kleine Mann richtete sich scharf auf und suchte mit seinen matten Augen den jungen Künstler, während das nervöse Zucken durch sein ganzes Gesicht lief.

»Bei meiner Bürgerehre!« rief David aus, »das ist schön, das ist herrlich, das hat ein Künstler gemacht; warm, lebensvoll, lebenathmend! Diese Färbung, dieser weiche Duft der Luft, diese Gewandung, diese Innigkeit! — Ha!« — Er blickte starr auf das Bild; Vincent war mit jedem Lobesworte näher getreten, Entzücken strahlte aus allen seinen Zügen; David bemerkte es nicht.

»Und doch ist es nur ein Heiligenbild,« sagte der Herr im braunen Kleide kalt. »Eine heilige Cä=

cilie oder Magdalene. Nun, Bürger, wo sind Deine stolzen Aussprüche? Wir erwarteten eine Sonne und finden ein Johanniswürmchen. Du hast uns hergeführt, etwas Bedeutendes zu sehen, einen jungen Bürger, den die Großthaten der Nation begeistern, und erblicken einen Gegenstand, der völlig unwürdig für unsere Zeit ist.« —

»Unwürdig?« rief Vincent mit Heftigkeit aus; »wer wagt das zu sagen? Auch Du darfst das nicht, Bürger, Du beleidigst mich.«

»Ich belehre Dich über Deine Thorheit,« erwiederte jener zurücktretend. »Hörtest Du nicht, wie David selbst über solche Künstler urtheilte?«

»Was David sagt,« erwiederte der junge Maler noch heftiger, »steht Dir nicht zu. Was weißt Du von Kunst? was urtheilst Du über Dinge, die Du nicht begreifst? Unwürdig! Dies Bild, sein Gegenstand unwürdig! O, Heilige! vergieb es ihnen, vergieb es ihren stumpfen Sinnen, die sich nicht zu Deiner Majestät und Wahrheit erheben können, weil wüster, trunkener Taumel sie in niedere Kreise bannt.«

»Unverschämter!« rief der kleine Mann aus, »Du beleidigst die Majestät des Volkes. Was ist Deine Kunst anderes, als ein leeres Gaukelspiel, wenn sie in Abstractionen schwärmt, die nie Blut und Leben hatten?«

»Blut und Leben!« schrie Charles Vincent. »Wisse, Bürger Robespierre, das ist der Unterschied zwischen Dir und mir. Ich schaffe Menschen, ich hauche ihnen Blut und Leben ein und Du —«

»Du sicherst es den guten Bürgern vor den Bösewichten und bauest der Tugend und Wahrheit Ehrentempel,« sagte St. Just, indem er die Rede des Unbesonnenen unterbrach und sich lebhaft zwischen Beide drängte. Maximilian Robespierre war bleich geworden. Er wußte wohl, was die fehlenden Worte enthielten, und ein einziger schrecklicher Blick konnte Vincent sagen, daß der mächtige Mann, wenn nicht besondere Umstände eintraten, den Namen auf seiner Liste vermerken würde.

»Freund Vincent,« sagte St. Just lächelnd, »habe ich nicht Recht, seid Ihr Maler nicht von unmäßiger Eitelkeit geplagt, Phantasten, die von der Welt gar nichts wissen? Ein Wort gegen sein Geschöpf geäußert und der Schöpfer geräth in wahrhaft komischen Zorn. Und doch hat der große Bürger Robespierre ganz Recht. Das ist kein Gegenstand für Dein erhabenes Talent. Dies Bild ist schön, es ist herrlich gemalt, aber was nützen uns Maler, die der Nation Heiligenbilder bieten? Ist eines Mädchens Abbild Alles, was Du geben kannst? Vielleicht ist sie Deine Geliebte und Du schwärmst für diese reizende Bürge-

rin. Du wirst roth? Du erschrickst? Heraus mit der Sprache! Wo hast Du sie? Fort zum Maire, laßt die Hochzeit ins Buch schreiben, und Du wirst genesen; die Leidenschaft für ein hübsches Gesicht wird entfliehen, sie wird Dir nicht mehr die Energie rauben, über Weiberliebe hinaus für das Vaterland und für die höchste Sache der Menschheit zu leben.« Während er sprach, hatte sich David langsam zu ihnen gewendet. Er hielt die Arme über seine breite Brust gekreuzt und sah seinen Schüler forschend an, als wollte er bis in dessen Seele hineinschauen. — Vincent hatte sein kaltes Blut zurückerhalten, er fühlte das Unangenehme seiner Lage, in der nur kühle Besonnenheit gut thun konnte. Ohne Verlegenheit zu zeigen, sagte er daher, daß man ihm Unrecht thue, wenn man meine, er wolle nur Mädchen und Heiligenköpfe malen, oder gar eine Geliebte dadurch verherrlichen. Jenes Bild sei ein Kind seiner Phantasie, allein auch er wisse, daß es die höchste Aufgabe der Kunst sei, Geschichte zu malen und die großen Thaten großer Männer zur lebendigen Anschauung zu bringen. Bei diesen Worten nahm er von einem großen Carton die Umhüllung und Alle blickten auf den reichen Entwurf eines der bekanntesten und entscheidendsten Vorgänge der Revolution. Es war der Tag, der 12. Juli 1789, wo im Palais Royal das erste Blut floß, wo Ca=

mille Desmoulins, der begeisterte Redner, das grüne Blatt der Freiheit an seinem Hut befestigte und die Volksmasse fortriß, seinem Beispiele zu folgen. — Diese Darstellung hatte aber dennoch nicht den Erfolg, den Vincent erwarten mochte. St. Just zog die Stirn in düstre Falten und seine blitzenden Augen nahmen einen wilden abschreckenden Ausdruck an, während er halb laut und rauh abstoßend den Namen Camille Desmoulins nannte. — Robespierre nahm kaltblütiger eine Prise aus seiner goldenen Dose, und sagte eintönig: »Du bist mit Deiner ganzen Kunst auf schlimmen Wegen, Bürger Vincent, das heißt, Du wendest Dein Talent schlecht an. Hier willst Du sogar einen Verräther an der Freiheit verherrlichen, einen Menschen, der sie beschimpft hat, und der dafür in den Tod gestoßen werden mußte.«

»Camille Desmoulins!« rief Vincent aus; »er ein Verräther? er, der die Bastille erstürmte, der mit Danton —« hier schwieg er plötzlich, denn Robespierre machte eine heftige, drohende Bewegung und rief mit seiner kreischenden Stimme:

»Gehörst Du etwa auch zu den Dantonisten? Packe Deine schlechte Zeichnung ein und erlaube Dir nicht, zur Verlockung der öffentlichen Meinung etwas beizutragen. Es ist die Pflicht aller guten Bürger, die Schlechten zu verfolgen; Du bist vielleicht nicht

schlecht, aber Du bist schwach und würdest wohlthun, wenn Du fleißig die Sectionsversammlungen besuchtest und Beweise gäbest, daß das Vaterland etwas Tüchtiges von Dir zu hoffen hat.«

»Charles Vincent,« sagte St. Just lächelnd, »male den großen Bürger Robespierre, aber fort mit dem schwarzen, tückischen Desmoulins, der im Leben ein Schelm und im Tode ein Feiger war. Fort mit den heiligen Cäcilien! besuche mich; Du lebst zu einsam, Du bist ein Träumer, ich werde Dich in Gesellschaft der besten Bürger bringen, in den Jakobinerklub, da kannst Du Deine Studien machen, die Tugend in aller Gestalt studiren. Still!« sagte er leise und drückte seine Hand, »Du bist ein guter Bürger, Du liebst die Freiheit, Du hassest die Tyrannen, aber man muß den Schein vermeiden. Bewundere den tugendhaften, edlen Bürger Robespierre, richte Dich auf an seinem erhabenen Beispiel; er, der von den Feinden des Vaterlandes umringt, sie niederschmettert mit den Blitzen seines Geistes, er sei der Gegenstand Deiner Kunst und Deines Nachdenkens, ihn verherrliche, das ist eine Aufgabe für einen patriotischen Künstler.«

Robespierres strenges Gesicht war während dieser Worte milder geworden, er neigte endlich sein Haupt und sagte: »Mich soll man nicht verherrlichen, das wäre eitle Thorheit. Was ich that und noch ferner

thun werde, bedarf keines Lobes, aber, Bürger Vincent, es soll mich freuen Deinetwegen, wenn ich den Schüler meines theuren Freundes David, den Freund meines lieben Schülers und Freundes St. Just auf dem rechten Wege finde und ihm Bruderhand und Kuß geben kann. — Besuche auch mich, Bürger Vincent, theile mir Deine Arbeiten mit, mein Rath soll Dir nicht entzogen werden.«

David hatte während der ganzen Zeit gar keinen Antheil an dem Gespräch genommen. Er war vor dem Bilde stehen geblieben, hatte sich mit großen Schritten davon entfernt, und war wieder dahin zurückgekehrt. Jetzt eben, als Vincent gezwungen eine Antwort geben wollte, welche ihm die Klugheit gebot, ergriff er dessen Hand und rief aus: »Was sie auch sagen mögen gegen dies Bild, Du hast es trefflich gemalt. Ich, Jacques David, ich sage Dir, Du bist ein Künstler! Bürger Robespierre, Du mußt das große Talent beschützen, ich empfehle es Dir. Dieser Charles Vincent wird der Stolz Frankreichs werden, sie werden kommen von nah und fern, um dies Fleisch zu bewundern, das Geist geworden ist.« — Er warf noch einen langen Blick auf die Staffelei, dann schlug er den Mantel um seine Schultern und sagte hastig: »Laßt uns gehen, ich könnte sonst neidisch werden. Wie ist die Kunst, die wahre Kunst doch groß und

göttlich, mag sie den Weg nehmen, den sie will! Man kann nicht sagen, der oder jener sei der höchste und größte. Und wenn dieser junge Mensch nichts malte als Madonnenköpfe, er würde ein unsterblicher Künstler. — Leb' wohl, Vincent,« fuhr er dann fort, »Du stehst unter meinem besondern Schutz; Bürger Robespierre, ich erkläre ihn für meinen Bruder. Besuche Du die beiden Bürger, Vincent, ich besuche Dich; ich werde oft kommen, vielleicht noch heute; Künstler, wie Du es bist, muß man aufsuchen und mit ihnen leben.« So entfernten sich die Drei. Vincent blieb in heftiger Aufregung zurück. —

2.

Lange ging er nachdenkend auf und nieder, bis es fast finster geworden war, dann stand er am Fenster still überlegend und schaute hinab in das Gewühl des Lebens, das aus der Tiefe zu ihm aufstieg. Ein heftiges Gezänk erregte seine Aufmerksamkeit. Ein Haufe halbtrunkener Menschen ballte sich auf der Gasse mit dem bekannten todbringenden Geschrei: »Nieder mit dem Aristokraten! An den Galgen! Halt! Halt! Auf die Section! Auf die Mairie! Achtung vor dem Gesetz!« Bürger Vincent zog das Fenster auf; überall streckten sich neugierige Köpfe hervor, man sah nichts

als die dunkle dichte Masse, auf welche sich neue Schwärme des Volks stürzten, sie durchbrachen, verwirrten, heftig stritten, während das Opfer ihrer Wuth vergebens Anstrengungen zu machen schien, ihnen zu entkommen. Im trüben Licht der Laternen sah Vincent endlich, daß es ein alter Mann war, dessen weißes Haar ihn nicht vor der rohsten Behandlung schützte. Menschen aus dem Pöbel mit nackten Armen und wilden Gesichtern schleiften ihn die Straßen hinab. Der Eine hielt ihn beim Kopf, Andere zerrten an seinen Armen und heulend zog der Schwarm hinterher. Verstimmt und traurig angeregt, zog sich der junge Künstler zurück. »Fluch den Leidenschaften!« rief er aus; »wann und wie werden sie enden? Wann wird man aufhören, der Tugend Menschen zu schlachten? wann wird der Wahnsinn dieser Mörderbanden den Richter und Rächer finden?«

In diesem Augenblicke hörte er ein Rauschen an der Staffelei in dem düstern Zimmer. »Wer ist da?« fragte er erschrocken. — Eine Gestalt richtete sich vor ihm auf und trat näher heran. »Ein Freund!« sagte eine bekannte Stimme, »der Deine unbesonnenen Worte vergessen wird.«

»David?« rief Vincent aus.

»Ja, David,« erwiederte jener, »der Maler, nicht das Mitglied des Convents. Zünde Licht an, ich

habe mit Dir zu reden.« Schweigend that Charles, was sein Freund begehrte. David blieb auf seiner Stelle stehen, und als der Lichtschein auf ihn fiel, drückten seine häßlichen, harten Züge einen solchen Grad leidenschaftlicher Gemüthsbewegung aus, daß Vincent davor erschrak.

»Was fehlt Dir, Bürger David?« rief er besorgt.

»Nichts,« erwiederte dieser rauh, »nichts! Ich verließ die Volksversammlung, weil ich dort nicht ausdauern kann, und ich komme nun, eine Frage an Dich zu richten.«

»Frage denn,« sagte Vincent.

»Du hast einen Kopf da gemalt. Wo ist das Original?«

»Es ist Phantasie,« erwiederte der junge Maler lächelnd.

»Täusche mich nicht,« rief David heftig, »es hilft Dir nicht, ich kenne die, welche diese Züge trägt. Vincent, ich will es wissen.«

»Mit welchem Recht?«

»Recht!« rief David und schlug den Mantel stolz um seine Schulter, »frägst Du nach dem Recht, junger Thor, wo das lebendige Gefühl allein Antwort giebt? Doch gut, Du sollst mein Recht auch kennen lernen. Jenes Gesicht da gehört einer Aristo-

kratin. Ich kenne sie wohl, ich habe sie gesehen und nie vergessen. Es gab einst einen Baron Estampes, stolz, hochfahrend, übermüthig, wie sie alle sind, diese Kinder der Sünde und Unsittlichkeit, welche Jahrhunderte groß gezogen haben. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn war bekannt unter den Wüstlingen seines Standes, befleckt mit allen jenen Lastern, die von der moralischen Verderbniß bewundert werden, und daß er ungestört verschwenden und verderben könne, mußte seine Schwester den Schleier nehmen, um in den öden Mauern eines Klosters den jungen blühenden Leib zu begraben. — Der Wüstling ist todt, die Revolution hat ihn verschlungen, aber wo ist sie, die schöne Melanie? Das Kloster wurde zerstört, seine Bewohner in die Welt zurückgeschickt, wo hast Du sie, Vincent, wo lebt sie?«

»Willst Du die Aristokratin beschützen?« sagte der junge Mann.

»Die Aristokratin!« rief David, »nein, niemals, aber ich fürchte, Charles, daß Du es bist, der ihr Schutz giebt, und dies ist der wahre Grund meines Besuchs. — Kennst Du das Gesetz, das bei Todesstrafe jedem Bürger befiehlt, den Aufenthaltsort aller derjenigen der Commune anzuzeigen, welche zu den Kasten des Adels oder zu dem alten Priesterstande gehörten? Weißt Du auch, daß das Beil der Guillo-

tine den ohne Rettung erwartet, der einen der Geächteten verbirgt, oder ihnen Hülfe leistet?«

»Ich weiß es,« sagte Vincent, »und Gott vergebe es Denen, die so blutige, entsetzliche Gesetze machten. Aber die Zeiten werden sich ändern, sie können nicht so fanatisch, toll und rechtlos bleiben, wie sie sind. Man ist des Blutes überdrüssig, die Menschheit ist noch nicht so tief gesunken, um nicht mit Grauen endlich zu erwachen, endlich zu erkennen, wohin diese Schreckensherrschaft führt. — Blicke nicht so finster, David, Du fühlst es wie ich, Du bist ein Künstler, Du kannst die blutigen Greuel nicht lieben und schon regt sich überall das Mitleid, schon werden Stimmen laut, selbst in Eurem Convent, die Milde und Umkehr fordern.«

»Fluch ihnen!« rief David, »und still, Knabe, still; welch böse Macht plagt Dich, solche Worte zu sprechen, von denen Eines schon genug wäre, Dich zu verurtheilen. Ich sehe wohl, Robespierre hat Recht, es wird nie ein guter Bürger aus Dir werden. Hüte Dich, ich habe Dich gewarnt. Wenn man entdeckt, daß — was war das?« sagte er, sich unterbrechend, »ich hörte ein Geräusch.«

»Es ist nichts,« erwiederte Vincent.

»Wenn man entdeckt, daß dieser Heiligenkopf das Bild Melaniens von Estampes ist, würde nichts Dich

retten. Wirf ihn fort, vernichte ihn. Noch Eines,« sprach er dann weiter, »Du hast das Geschrei hier auf der Straße gehört, man verhaftete einen Mann, in dem ein Vorübergehender zufällig einen Aristokraten erkannte. Weißt Du, wer es ist? Es ist der alte Baron Estampes, der vielleicht seine Tochter suchte.«

Bei diesen Worten schien es, als ob ein tiefer Seufzer plötzlich durch das Gemach zog, es rauschte an der Tapete, als versuche Jemand die Thüre zu öffnen, plötzlich ging diese auf, ein junges Mädchen trat daraus hervor, bleich und groß, mit wankenden Schritten. Sie streckte die Hände aus, als wollte sie sich halten. — »Mein Vater!« rief sie, »helft ihm, o helft ihm!« Ehe Vincent herbeieilen konnte, hatte David die Sinkende ergriffen und in den großen Lehnstuhl getragen. »Melanie!« murmelte er, indem er sich über sie hinbeugte, »ich dachte es wohl.« Er legte die Hände auf ihr erblaßtes Gesicht, es war kalt wie der Tod. — »Du sollst nicht sterben!« rief er mit Heftigkeit, »noch kann die Erde Dich glücklich und froh machen, und ich, ich will für Dich handeln.«

Vincent warf sich an seine Brust. »Mein väterlicher Freund,« rief er, »ich wollte Dir Alles entdecken, es war meine Absicht, Deinen Beistand für dieses unglückliche Mädchen zu erbitten, das ihn um so mehr bedarf, wo ihr Vater einem schrecklichen Schick-

sale unterliegt. Höre in wenigen Worten, was ich Dir zu sagen habe. Seit sechs Wochen verberge ich Melanie und ihre Tante, frühere Äbtissin des Klosters, hier in einem kleinen Zimmer. Ich fand die beiden Frauen in schrecklicher Lage, mitten in der Nacht umherirrend. Lange Zeit waren sie in einem kleinen Hause der Vorstadt Montmartre versteckt gewesen. Melanie ernährte ihre Tante und sich von Nähtereien und Handarbeit; aber man hatte Verdacht geschöpft, der Commissair war bei ihnen gewesen, man schleppte sie auf die Section, verhaftete sie und wollte am nächsten Morgen sie ins Gefängniß abführen, als sie in der Nacht Gelegenheit fanden, aus dem Hause zu entweichen. Sollte ich diesem großen rührenden Unglück meinen Beistand versagen? Eine ehrwürdige Matrone, ein schönes unschuldiges Geschöpf, beide bedroht von dem blutigen, schrecklichen Beil. — Was hatten sie gethan, um den Tod zu verdienen? Ich führte sie unbemerkt in meine Wohnung, räumte ihnen mein Zimmer ein, schlief seit dieser Zeit hier auf dem Stuhl, versorgte sie mit dem Nothwendigen, erleichterte ihr Schicksal, und fand dafür die innigste Dankbarkeit.«

»Und Liebe!« sagte David.

»Wie hätte ich daran denken können!« rief Vincent. »Nein, niemals ist dies Wort über meine Lip-

pen gekommen. Ich bin glücklich gewesen, für sie sorgen zu können, all' mein Trachten ging dahin, ein Mittel zu entdecken, sie der Gefahr zu entziehen, in welcher sie fortgesetzt sich befinden. So gerieth ich darauf, sie zu malen, Dich dann zu mir zu laden, und wenn diese edlen Züge Deine Theilnahme erweckten, Dich innigst zu bitten, Deinen mächtigen Schutz diesen armen Frauen zu gewähren.«

»Welchen Schutz?« fragte David.

»Du könntest ihnen einen Paß nach Deutschland verschaffen.«

»Unmöglich!« rief das Conventsmitglied. »An allen Gränzen wüthet der Krieg.«

»Nun freilich,« fuhr der junge Maler niedergeschlagen fort, »würden sie auch nicht gehen wollen, da der alte Baron festgenommen ist. — Welch' ein neues Unglück ist das!«

»Wüßtest Du, wo er sich befand?« fragte David. »Erwartete man seinen Besuch hier?«

»Melanie wußte, daß ihr Vater sich in Paris verborgen hielt. Nach vielen Nachforschungen gelang es mir, gestern erst seine Spur zu entdecken. Ich ließ an einem bestimmten Ort einen Zettel mit einer Adresse, ich erwartete ihn, und nur zu wahrscheinlich ist es, daß er auf dem Wege hierher erkannt und angegriffen ward.«

David richtete sich auf. »Hier giebt es nur ein Mittel,« sagte er, »ein einziges, das Rettung bewirken kann, und wenn Du es versuchen willst, so zögere nicht. Noch ist der Gefangene nicht ins Gefängniß abgeliefert, noch hat er kein Verhör gehabt. Eile zu St. Just, Du findest ihn im Jakobinerklub, sage ihm, ein Freund von Dir sei festgehalten unter dem Verdacht, ein Aristokrat zu sein, eben als er Dich besuchen wollte. Erfinde einen Namen, sage ihm, es sei ein Künstler, ein Träumer, ein Narr in seiner Weise, der, vor Gericht gestellt, leicht durch seine Thorheit und seinen Dünkel verurtheilt werden könne, bitte ihn um seine Hülfe zur Befreiung eines armen Teufels; St. Just will Dir wohl, er wird es Dir nicht abschlagen, und wenn Estampes einigermaßen nur vernünftig ist, wird es Dir gelingen, ihn los zu machen.«

»Aber man wird es morgen entdecken und St. Just — doch was schadet das,« sagte er freudig, »er wird frei sein, mag die Verantwortlichkeit dann immerhin mich treffen.«

»Sie wird Dich nicht treffen,« erwiederte David, »denn der, welcher den Estampes erkannte und festhielt, wird sich nicht melden. Aber eile, eile, jeder Augenblick ist entscheidend.«

»Und Melanie?« rief Vincent.

»Ich beschütze sie,« sagte David, »sei ohne Sorge, ich bleibe hier.«

3.

Vincent stürzte aus dem Hause und David beschäftigte sich mit dem schönen Mädchen, die sich langsam von ihrer Ohnmacht erholte. Er hatte sich vor sie hingesetzt, ihre Hände in die seinen gelegt, und erwartete so ihr Erwachen, ohne irgend etwas zu ihrer Hülfe zu thun. — »Wie schön bist Du,« murmelte er. »So schön und verklärt in endlosem Reiz, wie damals, als ich zum ersten Male Dich sah, auf der Gränze vom Kinde zur Jungfrau, mitten in Pracht und Üppigkeit, im Glanze des Reichthums, Dich, eine zarte weiße Blume, die demüthig mild das süße Haupt neigt, um den Todesstreich zu empfangen. — Den Todesstreich!« rief er mit einem jähen Entsetzen, indem er die Hand an seine Stirn drückte, »Du — Du! Es darf nicht geschehen, es soll nicht geschehen. O! wie viel Jugend und Schönheit das mörderische Beil auch gefressen, es würde Dich nicht tödten können, es würde mitleidig, mitleidiger als die Menschen auf seinem Wege innehalten und Dich verschonen.« — Als er dies leise sagte, zitternd von tiefer Bewegung, beugte er sich über die Ruhende, und plötzlich drückte

er einen Kuß auf ihre Stirn und einen heißen langen Kuß auf ihre Lippen, von dem sie die Augen aufschlug. — »Wo ist Vincent?« sagte sie, »und wo? — was habe ich gehört? ist es wahr? ist es möglich? mein Vater!«

»Bürgerin,« sagte David, und er suchte seine Stimme zu mildern, »fürchte nichts. Mein Freund Vincent ist gegangen, um Deinen Vater frei zu machen, der hoffentlich nur aus Irrthum festgehalten wurde.«

»Ist das möglich? glaubst Du es?« rief Melanie mit Heftigkeit aus.

»Ich glaube es gewiß,« erwiederte er zuversichtlich.

»Und wer bist Du, Bürger?«

»Mein Name,« sagte er, »ist David.«

Bei diesem Worte zog Melanie die Hände aus den seinigen. In ihren Mienen malte sich Furcht und Entsetzen, sie versuchte aufzustehen, aber die Glieder versagten ihr den Dienst. — »David!« sagte sie tonlos, »Jacques David, der Maler, der Präsident des Convents, das Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der Mann, von dem sie erzählen, er habe die Mörder angeführt bei den Septemberscenen in den Gefängnissen!«

»Glaubst Du die Lüge?« rief David. »Wenn es wahr wäre, ich würde es nicht läugnen, die Feinde

des Vaterlandes vernichtet zu haben. Aber es ist von Elenden ersonnen; ich ging allein auf diese Leichenfelder, um den Tod zu studiren.«

»Ein gräßliches Studium!« sagte das junge Mädchen und drückte die Hände vor ihr bleiches Gesicht. — »Aber was willst Du hier, Bürger? Wie kommst Du zu Vincent? Allmächtiger Himmel! hast Du ihn verhaften lassen? Willst Du unser Blut? Nimm das meine! Er ist schuldlos, er ist edelmüthig, o! sei barmherzig, im Namen Gottes, im Namen der Menschlichkeit, verschone ihn!«

»Wie, Melanie?« sagte David gerührt und bewegt, »könntest Du glauben, daß ich meinen Freunden Böses zufügen kann?«

»Du siehst finster und leidenschaftlich aus,« erwiederte sie leise.

David senkte sein Haupt einen Augenblick, dann hob er es mit einem schwermüthigen Lächeln auf. — »So sind die Menschen,« sagte er. »Die glatte Haut, die äußere Form bestimmt ihre Meinungen. Wenn ich zu Dir käme, wie einer der liebenswerthen Nichtswürdigen jener Tage, die in Gold und Seide, unter Puder und Schminke ihre Laster versteckten, nicht wahr, ich würde ein Lächeln auf Deine Lippen bringen können? Du gehörst zu ihnen,« murmelte er, indem er sie mit glühenden Blicken betrachtete, »Du

hast es mit der Muttermilch eingesogen. In der Wiege haben sie Dir es vorgesungen, daß Du zu der unterdrückenden, hochmüthigen, von Gott erwählten Rasse gehörst.«

»Ach, laß' mich los! Bürger,« sagte Melanie, »Du machst mir Furcht; was sagst Du da? was weißt Du von mir und warum willst Du mich beleidigen?«

»Bleib',« erwiederte David, »ich will Dich nicht beleidigen, aber wir wollen einen Pakt schließen. — Ich habe Vincent versprochen, Dein Freund zu sein und Dich zu beschützen, gieb mir nun Deine kleine weiße Hand, daß ich den Freundschaftseid darein leiste; nun höre mich an. — Es soll hier in Paris noch irgendwo versteckte Aristokratinnen geben, zu denen auch das Fräulein Melanie von Estampes und ihre Großtante, die alte Äbtissin von Vernicourt, Frau von La Grange-Clarisson, gehören. Wehe ihnen, wenn man sie findet! Man spürt überall, und wenn ich irgend Antheil an solchen Feindinnen des Vaterlandes nehmen könnte, würde ich ihnen rathen, so tief als möglich verborgen zu bleiben, am wenigsten aber mir selbst zu nahen, denn ich — ich — das Mitglied des Convents, der Freund und Vertraute des tugendvollen Robespierre, ich, der tausend heilige Eide

dem Verderben der Tyrannen geschworen, ich würde meine Pflicht erfüllen müssen.« —

Bei diesen Worten, die er heftig hervorstieß, während er sich stolz aufrichtete, zitterte Melanie wie ein Kind. — »Was fehlt Dir?« sagte David lächelnd, »was gehen Dich die Aristokratinnen an? Du wohnst hier, wie ich höre, mit Deiner Großmutter seit einiger Zeit bei Deinem Cousin, meinem Freunde Vincent, den ich hochachte, und ich hoffe, Dich oft zu sehen, Bürgerin. — Komm, Melanie, sei ohne Sorge, Vincent bringt Dir sicher den Vater zurück; führe mich zu Deiner Großmutter, ich will sie kennen lernen und selbst mit ihr reden.« — Melanie machte keine Einwendung. Die unerträgliche Furcht, welche sie in David's Nähe empfand, trieb sie an, sein Begehren schnell zu erfüllen. — Sie wagte es nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen, seine Berührung brachte ihr Entsetzen, schnell nahm sie daher das Licht, öffnete die Thür und führte ihn durch einen schmalen Gang in den kleinen Zufluchtsort, den sie bewohnten. — Auf dem Wege gewann sie Ruhe und Überlegung. Sie bedachte, daß die Klugheit es gebot, dem mächtigen Freund zu schmeicheln, daß es edelmüthig gehandelt sei, wenn er den Schein annahm, sie nicht zu kennen, und daß es diesem stolzen Republikaner gewiß

nicht wenige Überwindung koste, wenn er seine wahren Empfindungen verläugne. — Warum er dies that, welche Macht ihn dazu zwang, das ahnte sie nicht. Sie war versöhnt und hoffnungsvoll, und als sie die Thür öffnete und sich zu dem Nachfolgenden umwendete, lächelte sie ihn freundlich an und reichte ihm ihre Hand, indem sie sagte: »Lieber Bürger David, vergieb mir, wenn ich kindisch war. Du bist gut und großmüthig, nimm Dich zweier armer Frauen an, die keinen Schutz auf Erden haben, als Vincent und Dich, wenn Du ihnen beistehen willst.«

»Ich will, Melanie, ich will,« erwiederte David und plötzlich fügte er hinzu: »Wer könnte Dir nicht beistehen, wenn er Dich sieht und hört. Vincent hat gegen das Gesetz gehandelt, er würde ihm verfallen, wenn man erführe — und doch, ich selbst — ach, bah!« sagte er, »was fällt mir da ein. Dein hübsches feines Gesicht ist Schuld daran. Es sieht so aristokratisch aus, man sollte schwören, es steckte eine Gräfin oder Baronin dahinter, und doch bist Du Vincents leibhaftige Cousine, ich will es selbst beschwören und hier —« er trat in das Zimmer, hier in diesem kleinen elenden Zimmer finden wir die würdige Großmama.«

Bei dem Tone seiner lautschallenden Stimme

richtete sich eine alte Frau ein wenig von dem Sessel auf, wo sie saß und tief herabgebeugt zu dem Licht einer Schirmlampe in einem Gebetbuche las. Ihr greises Haar war halb unter einer schwarzen Kappe versteckt und fiel zu beiden Seiten lang auf das verwitterte Gesicht voll tiefer Falten. Mit einem scheuen Blick prüfte sie den fremden Mann und machte ihm dann eine leise langsame Verbeugung mit dem Oberkörper, voll würdigen Anstandes.

»Bürgerin,« sagte David, indem er ihr die Hand bot, »ich freue mich, Dich kennen zu lernen. Ich bin der Freund deines Freundes.«

»Nehmen Sie Platz, mein Herr,« fiel die Matrone ein.

»Mein Herr?!« rief der Maler lächelnd. »In der Republik giebt es keine Herren.«

»In der Republik!« seufzte die alte Frau, indem sie die großen mageren Hände auf dem Gebetbuch faltete.

»Es ist Alles gleich, Alles frei!« sagte David.

»Der König ist todt,« murmelte die Großmutter vor sich hin.

»Ludwig Capet, ja, und die Aristokraten!«

»Mein Herr!« rief die alte Dame mit Lebendigkeit, »nehmen Sie sich in Acht!«

»Wie so, Bürgerin?« versetzte David, den die Unterhaltung zu belustigen schien.

»O! freilich!« murmelte sie vor sich hin, »ich dachte nicht daran, es ist Niemand mehr da, der freche Worte bestraft. Sonst war es anders, ja sonst!«

»Sonst gab es einen Polizeilieutenant und eine Bastille!« sagte David, »und wahr ist es, das Volk nicht allein, auch der Adel hat ihre düstern Thürme bewohnt.«

Die alte Frau richtete sich auf und sagte mit einem leisen Lächeln: »Mehr wie ein Estampes oder Clarisson ist auf Befehl Sr. Majestät des Königs dort festgehalten worden. — Welcher Familie gehören Sie an, mein Herr?«

»Welcher Familie!« rief David und lachte heftig auf, »ja, beim Heile der Republik, ich weiß es selbst nicht. So muß ich wohl sagen wie Jeannot einst vor dem stolzesten aller Könige und Tyrannen, vor Philipp von Spanien sagte: Madame, ich bin der Sohn meiner Tugenden.«

»Aber die Familie, mein Herr, hat heilige Rechte.«

»Es giebt keine Familie in Ihrem Sinne, Madame,« rief David noch immer lachend.

»Allein der Adel . . .«

»Der Adel ist guillotinirt, Bürgerin,« fiel der Maler mit Heftigkeit ein und schlug mit der Hand

auf die morsche Platte des kleinen Tisches. »Vergiß das nicht!«

Die Matrone schaute empor. Der Schirm der Lampe war von dem Schlage aufgesprungen und jetzt fiel das volle Licht auf den Mann der Revolution, der, Spott auf den breiten Lippen, demokratisch anstandlos vor ihr saß, die phrygische Freiheitsmütze trotzig schief auf die Stirn gedrückt, die antike Toga um die nervigen Arme gewunden, und diese verschränkt hatte in übermüthiger Verachtung der besiegten Götzen.

Jetzt erst schien das Gedächtniß der Frau von Clarisson zu fassen, wer ihr gegenüber sei. Sie sah den Bürger der glorreichen Republik mit einem langen, kalten messenden Blick an, als wollte sie sagen: Ich fürchte Dich nicht! dann glitt ein Lächeln durch die verwitterten Züge und leise fragend sprach sie: »Ich glaube Sie schon früher gesehen zu haben, mein Herr — Bürger.«

»Es ist möglich, Bürgerin,« versetzte der Gast mit rauher Schnelle. »Du hast es gehört, ich bin David, der Maler.«

»Der Maler!« rief die Dame, »David! allerdings, ich kenne Sie wieder, David, Sie haben im Hause der Estampes — Sie waren es, ja — Melanie — und meinen Großneffen, meinen unglücklichen theuren Herrn, den die Mörder — die Bürger — die

Freiheit — o, mein Gott! mein armer Kopf, wie ist er alt und schwach und doch — und doch kann er nichts vergessen!«

Wie ein Bild von Stein saß sie da, ohne Regung, ohne eine Thräne; und doch wühlte ein entsetzlicher Schmerz in diesen eingesunkenen Augen. Tief verwebt in Erinnerungen schien sie nichts umher zu bemerken. Melanie hatte sich über sie gebeugt und breitete die Arme, wie zum Schutz, um sie aus, fast ohne sie zu berühren. Ein flehendes, sprachloses Bitten sollte David bestimmen, von ihr abzulassen und nicht weiter mit einem großen Unglück zu scherzen.

»Ja, ich war im Hause der Estampes,« sagte David nach einer langen Stille, »und habe zwei Kinder dort einst gekannt, was weiß ich; wo sie geblieben sind, was geht es uns an, Bürgerin? — Glück für sie, wenn sie noch leben, Glück für Jeden, der sie nicht sieht und nicht kennt. — Laßt uns von etwas Anderem reden, Ihr armen Frauen. Habt Ihr keinen Wunsch, den ich befriedigen könnte? Kann ich Euch nützlich sein, so geschieht es gern.«

»Den Wunsch, diesen traurigen Ort zu verlassen, mein Herr,« erwiederte die alte Dame. »Wenn ich das könnte, wenn ich zurückkehren könnte.«

»Wohin?« fragte David. »Es ist Krieg und Aufregung an allen Orten. Zum Alten kann Nie=

mand zurückkehren. Die Klöster sind verbrannt und vernichtet, die Güter der Emigranten sind verkauft, die Nation braucht Geld, und ohne Geld, ohne Freunde, was thut man da in der Welt! — bleibt darum hier in diesem stillen Plätzchen, mit Vincent gemeinsam will ich dann sehen, was sich weiter thun läßt. Ich werde Euch öfter besuchen, Bürgerin, wir wollen Eure Einsamkeit zerstreuen, und wer weiß,« fügte er lächelnd hinzu, »wie es sich Alles ordnet und schickt und noch zum Besten wendet.«

»Gebe es Gott und die heilige Jungfrau!« sagte die alte Dame.

»Gott! ja,« erwiederte David, »das ewige Wesen ist wieder anerkannt von der Republik, aber die heilige Jungfrau müßt Ihr nicht nennen, das ist Götzendienst. Man könnte Euch leicht in Verdacht nehmen, eine Anhängerin des Alten zu sein. Ihr habt Euch überhaupt mancherlei Redensarten angewöhnt, die gefährlich sind, und wenn Ihr in der Welt unter den freien Bürgern Frankreichs lebtet, würde es gar nicht lange dauern und Ihr ständet angeklagt vor dem Revolutionstribunal. Damit ist kein Spaßen, so bleibt denn hübsch in Verborgenheit, bis —« er hielt inne und blickte Melanie an.

»Bis wann?« fragte diese.

»Bis die schöne Bürgerin hier ihre Hand einem

echten Patrioten bietet, der im Stande ist, durch seine über allen Zweifel erhabene Bürgertugend dem Vaterland Bürgschaft zu leisten.«

Eine plötzliche Röthe trat in Melaniens Gesicht. Sie wollte etwas erwiedern, besann sich aber plötzlich und das Wort blieb auf ihrer Lippe. — »Du scherzest, Bürger David,« sagte sie, »ich —«

»Nun Du?«

»Ich würde mich allerdings glücklich schätzen —«

»Wenn ein echter Bürger Frankreichs Dich begehrte?«

»Ja, aber Du weißt, daß mein Vater — mein Schicksal — meine Zukunft — daß ich Pflichten habe — «

»Pflichten? Doch keine alten aristokratischen Träume? Man fragt nicht mehr nach Namen und Stand, Melanie, es giebt keine Unterschiede, welche die Menschen trennen. Die Vorurtheile sind abgeschafft, man frägt sein Herz und geht auf die Mairie, nicht in die Kirche, um den Segen zu empfangen, den Segen des Staates! — Und was sagt Dein Herz, schöne Bürgerin? Könntest Du Dich entschließen? Ha, wäre das nicht ein Beweis, daß Du zu der Nation gehörst? Ist das nicht ein Reinigungseid? Pflichten? für wen hast Du Pflichten?«

Er hatte ihre Hand gefaßt und sah sie mit einem Blick an, der ihr Haar emporsträubte. »Laßt

mich,« sagte sie und versuchte zu lächeln, »wie seid Ihr doch ungestüm in Allem. Allerdings habe ich Pflichten, oder meint Ihr nicht? — Vincent!« rief sie plötzlich und sprang nach der Thür, »er ist es, er kommt, ich höre seinen Schritt, ich höre Stimmen.«

»Bleib,« sagte David und zog sie zurück; »erst laß mich sehen,« und indem er sie sanft zurückdrängte, ging er hinaus und stellte sich lauschend in den dunkeln Winkel an der Tapete, wo er hören und sehen konnte, was in dem großen Zimmer vorging.

4.

Vincent stand mit einem ältlichen Herrn vor St. Just und alle drei sprachen mit Lebhaftigkeit.

»Es ist mir lieb, Bürger Vincent,« sagte der Conventsdeputirte, »daß ich Deinem Freunde diesen Dienst leisten konnte. Eine halbe Stunde später und Du hättest mich nicht mehr gefunden, ich gehe auf Commission zur Armee nach Belgien, um Ordnung zu stiften. Du aber Bürger, Bürger Perronet, nicht wahr?«

»Allerdings, ja,« erwiederte dieser mit einer Verbeuaung.

»Und Du bist Maler?«

»Maler, ja wohl, meiner Treu! Maler.« Er verbeugte sich wieder.

»Was wiegst Du hin und her wie eine Bachstelze?« sagte St. Just ärgerlich. »Du bist ein Träumer, ein Narr.«

»Ein Narr!« rief der Maler. Wer sagt das?«

»Dein Freund hier,« fuhr der Republikaner fort, »und ich sehe wohl, daß er Recht hat. Aber wenn Du auch nicht ganz zurechnungsfähig bist, so merke Dir, daß es Pflicht und Gesetz ist, sich mit Würde zu betragen.«

»Nun, bei meiner Ehre! bei meiner Bürgerehre!« schrie der alte Herr und rieb sich lustig die Hände; »mir die Würde absprechen, mir! der ich stets ein Muster von Würde war. Aber gut, ich werde Deinen Rath befolgen, Bürger, ich werde mich nicht verbeugen, so wenig als möglich höflich sein, es ist Pflicht und Gesetz, so grob zu werden wie möglich, und wie kann es auch anders sein?«

»Du wirst am besten thun,« sagte St. Just lachend über den kläglichen Ton des alten Herrn, »wenn Du malst und schweigst. Ich denke, Du bist einer von den allezeit fertigen Künstlern, wie sie früher bedientenhaft in den Häusern der Aristokraten umherkrochen und sich beugen lernten, um ihr täglich Brod zu empfangen. Ist es nicht so? Hast Du

nicht davon die Gelenkigkeit Deiner Glieder behalten?«

»Ich freilich, ich!« rief der alte Herr und dann setzte er seufzend hinzu: »Es scheint mir fast selbst so, als wäre es wahr. Du hast Recht, Bürger, ich war früher wohl zuweilen in den Häusern des hohen Adels, und kann etwas davon behalten haben.«

»So leg' es ab,« fiel St. Just ein; »das kannst Du am Besten, wenn Du Dich in die Section einschreiben läßt, die Versammlungen des Volks besuchst, den Hinrichtungen beiwohnest, und siehst, wie man diesen Aristokraten die Vorurtheile benimmt.« — Dann gab er Vincent die Hand und sagte: »Leb' wohl, ich kehre bald zurück. Beruf' Dich auf mich, wenn Dir etwas geschieht, Du bist ein Träumer, dem Allerlei passiren kann. Den alten Burschen da halte in Ordnung, verbirg ihn ein wenig; wenn ich wiederkomme, wollen wir über die Früchte Deiner Erziehung sprechen. Aber noch Eins: Du hast keine Frau?«

»Nein,« sagte der Maler.

»Nun, so will ich doch wetten,« rief der Deputirte des Convents lachend, »wenigstens nach der alten Sitte eine Braut, und Deine heilige Cäcilie da ist mit allen Farben der Leidenschaft aus dem Herzen

gekommen, während Deine Lippen zur Abwechselung mit tausend Liebesschwüren und Küssen die Sitzung unterbrachen.« — Er nahm dabei das Licht und beleuchtete das Bild, das der alte Estampes neugierig anschaute, dann sich plötzlich abwendete und einen seltsam zornigen und erstaunten Blick auf den Maler warf. »Siehst Du wohl?« rief St. Just, der es bemerkt hatte, »den alten Bürger greift Deine Kunst an die Ehre; er ist neidisch auf Dich, er denkt an seine Verdienste, vielleicht ist er sogar Dein Nebenbuhler und gönnt Dir die hübsche Heilige nicht. Holla, Bürger! willst Du sie etwa für Dich haben?«

»Wenn es irgend möglich ist, gewiß,« sagte der alte Mann energisch. »Eine Heilige, wie diese, ist nicht für einen Maler geschaffen.«

»Aber für einen französischen Bürger,« rief das Mitglied des Convents. »Wir haben die Heiligen abgeschafft und sie alle in Wesen von Fleisch und Blut verwandelt. Was sollen sie auch in dem kalten, unsichtbaren Himmel? Mögen Priester und Aristokraten ihre Hoffnungen auf den Beistand der Gottheiten setzen, die so lange ihren Unsinn beschirmten; wir, wir Andern wollen die Erde für uns nehmen und genießen, was sich mit Tugend und Menschenwürde vereinen läßt. Diese Deine Heilige, Vincent, sieht fast selbst aus wie eine Aristokratin, mit einem schwermü=

thigen Zug um den schönen Mund, als sei sie die Tochter irgend eines landesflüchtigen Verräthers. Habe ich Recht? gehörte sie nicht zu denen, die in goldenen Windeln geboren wurden?«

»Und wenn es so wäre?« versetzte Vincent.

»Nimm Dich in Acht, Bürger!« rief St. Just, »vertraue ihnen nicht. Ist das hübsche Gesicht da Gegenstand Deiner Liebe?«

»Es könnte sein,« sagte der Maler lächelnd und ausweichend.

»Es ist so!« rief der Deputirte aus, »ich irre mich nicht. — Gut, heirathe die Bürgerin, ich will Dir beistehen, wenn's etwa Hindernisse zu besiegen giebt. Wenn ich wiederkomme, will ich Dein Beichtvater werden und Euch trauen lassen auf der Mairie. Du sollst sie zu Ehren bringen, Du, dessen Talent mehr wiegt, als alle Grafentitel der Welt.« Er sprach so fort, während er langsam davonging. Vincent geleitete ihn hinab; der Flüchtling aber stand starr auf seiner Stelle, die Fäuste geballt und im Gesicht einen unbeschreiblichen Grimm, bis er plötzlich sich auf einen Stuhl warf, beide Hände vor seine Augen drückte und ganz erschlafft in sich zusammen sank.

In diesem Augenblick ward die Tapetenthür geöffnet, aus der mit einem Schrei der Freude Melanie hervoreilte, neben dem alten Herrn niederkniete, seine

Hand mit ihren Küssen bedeckte und mit der andern seine Knie umschlang. »Mein Vater!« rief sie, »Sie sind gerettet, ich sehe Sie wieder; welch Glück! welch kaum geahntes Entzücken!«

»Ich bin frei geworden aus ihren Mörderhänden,« sagte der Flüchtling mit einem bittern Lächeln, »frei und gerettet, wie Du es nimmst, um unser Unglück zehnfach zu empfinden, das Schwert der Schande mir ins Herz zu stoßen, und Du — lieber todt, als so entehrt! — Du wagst es, mich zum Zeugen aufzurufen?«

Das junge Mädchen sah den zürnenden Vater erschrocken an: »Ich verstehe Sie nicht,« lispelte sie; »ich verdiene diese Vorwürfe nicht!«

»Wie?« rief der Vicomte aus, indem er heftig sich erhob, ihren Arm ergriff und sie vor das Bild führte. »Ist nicht das Dein Gesicht? Geht die Vertraulichkeit schon so weit, daß dieser Mensch es wagen darf, Dich als sein Modell zu benutzen? und habe ich nicht die Frechheit anhören müssen, daß man Dich Braut, Geliebte eines Malers nannte. Dich — Dich —!«

»Ich bin weder seine Braut noch seine Geliebte,« erwiederte Melanie sanft erröthend, »aber, mein Vater, ohne die Hülfe dieses edlen Mannes wäre ich längst todt, ich und meine arme Großtante, wir beide dem Hunger und den Mißhandlungen Preis gegeben.

Mit Gefahr seines Lebens hat er mich hier verborgen; soll ich nicht dankbar sein, ihn verehren, ihn bis zur Anbetung preisen? Denn auch Sie, mein Vater, auch Sie verdanken ihm ja Freiheit und Leben. Was wären wir ohne ihn! Mein Gott, wo soll ich Worte finden, den großmüthigsten aller Menschen zu schildern?«

Der alte Mann hörte schweigend an, was sie sagte. »Du hast wohl Recht,« erwiederte er dann, »wir sind ihm Alle Dankbarkeit schuldig, aber um diesen Preis ist sie zu theuer. — Ich werde mit ihm reden, sogleich, auf der Stelle, und wenn etwa — wenn er denkt, daß wir so tief gesunken sind, wenn er unbescheidene, unstatthafte Ansprüche macht; dann ist es besser zu leiden, was so viele der Besten litten, als der Gemeinheit sich Preis zu geben. Als ein Edelmann will ich leben und sterben, und ich hoffe nicht — « hier wendete er sich zur Thür, durch welche Vincent wieder hereintrat, und richtete sich stolz empor, indem er dem jungen Maler entgegenschritt.

»Ich weiß, daß Sie mich kennen, Herr Vincent,« sagte er, »ich weiß auch, was ich Ihnen verdanke. Sollten sich je die Zeiten ändern, und sie werden sich ändern, denn dieser unsinnige, unwürdige Taumel kann nicht lange währen, dann werde ich das, was Sie für meine Tochter, meine würdige Tante

und für mich thaten, zu vergelten wissen. Nie haben die Herren von Estampes vergessen, was ihrem alten Geschlecht Gutes geschah, und wenn mein Wort, mein Ansehen etwas gilt, so wird einst der König von Frankreich —«

»Schweigen Sie, mein Herr, schweigen Sie, Bürger,« erwiederte Charles Vincent, ängstlich seinen Arm ergreifend. »Bedenken Sie, wo Sie sind, die Wände haben Ohren, und wenn man Sie hörte —«

»Ich habe meinem Herzen lange genug Zwang angethan,« sagte der alte Herr, »ich kann nicht schweigen, überdies aber erfordern Pflicht und Ehre, daß ich spreche. — — Sie sind Künstler; Künstler bedürfen der Huld der Großen, des Schutzes mächtiger Fürsten, eines Königs; Sie können daher kein blutdürstiger Republikaner sein und sind es nicht.«

»Ich bin es nicht,« erwiederte Vincent, »aber, Bürger, es giebt keine Großen und keinen Adel mehr.«

»Hier nicht, nein, doch überall sonst. Und sie werden wiederkehren; der König —«

»Es giebt keinen König!« rief der Maler heftiger.

Der alte Herr schwieg. — »So gehören Sie doch auch zu der Rotte,« sagte er endlich.

»Ich ehre die Gesetze meines Vaterlandes. Ich bin Bürger.«

»Dann,« versetzte der Vicomte mit Hohn und als wolle er den Pflichtvergessenen beschämen, »dann verkennen Sie Ihre Aufgabe. Sie wissen, wer ich bin, wer diese junge Dame ist, wer dort in jener Kammer von Ihnen verborgen ist. — Wissen Sie nicht, daß der Tod den erwartet, der einen Emigranten herbergt, daß der Tod darauf steht, wer eine Klosterfrau nicht augenblicklich den Mördern übergiebt — eine Dienerin der Religion, die verlacht, mit Füßen getreten, von den Elenden als Mittel und Hülfe der Aristokraten und Königstyrannei betrachtet wird?! Junger Mann, Sie erblassen, Sie zittern; ich will Ihnen sagen, weshalb Sie dies Alles gethan und vielleicht entschlossen sind, noch mehr zu wagen. — Zwei hülflose Frauen flehten Ihren Schutz an, aber die Eine war jung und schön. Sie würden vorübergegangen sein, wäre sie häßlich und gebrechlich gewesen. Die Schönheit rührte Sie, nicht der Abscheu vor dem Verbrechen. — Aber Melanie, mein Herr Maler, ist meine Tochter, wir sind verbannt, verfolgt, geächtet, wie wilde Thiere gehetzt, und jeder Brutalität Preis gegeben, allein noch immer ist Melanie das Fräulein von Estampes, an deren Wiege die Königin von Frankreich gestanden hat. Sie werden einsehen, daß man Vorzüge der Geburt nicht mit einem Federstrich vernichtet, daß meine Tochter niemals eine

französische Bürgerin sein kann, und daß nie — nie —«

»Halten Sie ein!« rief der junge Mann aus, desses bleiches Gesicht jetzt plötzlich glühend roth geworden. Er wendete sich schnell ab und ging dem Fenster zu, während Melanie ihm traurig sinnend nachblickte. Plötzlich kehrte Charles Vincent zurück und trat mit raschen Schritten vor seinen Gast. Seine Züge waren belebt von einem edlen Feuer, das aus seinen Augen glänzte, während er sprach, und die höhere Regung seiner Seele ausdrückte. — »Was Sie sagten, Bürger,« begann er, »hat mir erst jetzt die Empfindungen erklärt, die mich beherrschten. Ich kann und will nicht lügen, ja, ich liebe Melanie, und diese Liebe ist heiliger und höher als Rang und Stand.«

»Sie kann nie auf Billigung hoffen,« rief der alte Herr.

»Dann weiß sie zu entsagen,« erwiederte der Maler. »Ich wußte nicht, wer Melanie war, nicht ob sie schön sei und liebenswerth. Ich sah nur zwei hülflose Frauen und werfe die Anklage von mir, die Sie auf mich schleudern. Was könnte ich Ihnen Alles entgegenstellen! — Verrostete Vorrechte sind auf ewig zerrissen, der Name einer französischen Bürgerin ist nicht verächtlich. Statt der Vorzüge der Geburt sind

die des Talentes erwacht, die schreckliche Ungleichheit der Menschen ist aufgehoben, die Kluft ausgefüllt, welche von der Gewalt finsterer Zeiten begründet ward. Die Menschenrechte, mein Herr, die heiligen Menschenrechte sind nicht umsonst ausgerufen worden, nicht umsonst wehen die Fahnen der Freiheit, nicht umsonst fließt Blut in Strömen. Es giebt einen Gott, wie oft man auch daran zweifeln möchte; es giebt einen heiligen Geist, der die verlassene Menschheit weiterführt aus der Nacht der Vorurtheile zu einer höheren, edleren Erkenntniß. Er wird die Knechtschaft enden, er wird den Haß versöhnen, er allein wird die Menschen besser machen, und die es nicht werden können, müssen umkommen, gewaltthätig, unverbesserlich, wie sie sind, bis endlich Freiheit und Frieden auf Erden blühen, bis der traurige Hochmuth nicht mehr sich unnatürlich überhebt, ein besseres Wesen sein zu wollen, mit Rechten und Vorzügen, mehr als die, welche der Weltgott aus gleichem Stoff geschaffen hat.«

»O!« rief der Vicomte aus, »ich kenne diese Sprache, die seit dreißig Jahren in Frankreich erschallt und leider geduldet wurde. Mit Trotz und Anmaßung suchen die Bettler zu nehmen, was den Besitzenden gehörte, was in Jahrhunderten erworben war, und man wußte kein besseres Mittel, als den Raub, den Mord, die Vernichtung.«

»Denken Sie daran,« rief Vincent aus, »wie die Güter erworben waren, die Sie verloren, und daran, durch welche Verbrechen, durch welchen höllischen Übermuth und Mißbrauch Ihr die Menschheit herausfordertet, endlich zu erwachen, nachzudenken, die Vernunft zu befragen, mit welchem Rechte Ihr die Gebieter, sie die Sklaven seien.«

»Fahren Sie fort,« fiel der Vicomte heftig ein, »handeln Sie nach diesen Grundsätzen, rufen Sie den Pöbel herbei, daß er die elenden Aristokraten zerreiße. Noch ein Mal, mein Herr, ich werde, was ich Ihnen an Dank schulde, nie vergessen, allein eine Verbindung, eine Freundschaft selbst ist zwischen uns nicht möglich. Ihre Aussprüche lassen mich tief in Ihr Herz blicken. Wir müssen diese Wohnung verlassen, aber es ist besser, sich allen Gefahren preis zu geben, als ruhig zu warten, bis etwa —« er blickte Vincent mit Mißtrauen und Unwillen an, dieser aber sagte mit stolzer Festigkeit: »Sie werden bleiben, Bürger. Ich habe Verpflichtungen gegen Sie übernommen, die ich erfüllen muß. Ein Schritt aus diesem Zimmer könnte Alles zerstören. — Hier in meiner Hand ist ein Billet des Bürger St. Just an den Bürger Maximilian Robespierre. Er bittet darin um einen Paß für mich, den Maler Charles Vincent, der in Gesellschaft seiner Frau und deren Mutter die Barrieren passiren und

eine Reise nach Dijon machen wird. — Sie werden meinen Platz einnehmen, werden ungehindert Dijon erreichen, von dort ist es leicht in die Schweiz zu entkommen, die Mittel dazu werde ich Ihnen angeben.«

Der Vicomte starrte den jungen Mann bestürzt an. »Und Sie?« fragte er.

»Ich werde bleiben.«

»Bleiben und sterben!« rief Melanie mit zitternder Stimme.

»O! meine Freundin,« sagte Vincent sanft, »und wenn es sein müßte, würde der Tod mir Entsetzen einflößen?! Nein, nein! Ich habe Beschützer, mächtige Freunde. Ich werde mich verbergen, man wird mich nicht bemerken; die Zeiten werden sich ändern, und endlich wird das Glück wiederkehren.« — Er ließ den Kopf eine Minute lang sinken, dann hob er ihn rasch empor. Sein Auge sah in Melaniens Auge; Liebe und Zärtlichkeit mischten sich mit Schmerz und sterbenden Hoffnungen, aber diese rangen sich heller empor und schienen zu sagen: Was auch geschehen mag, wir kennen uns ja, es ist nicht so leicht, unseren Bund zu trennen. — Und Vincent reichte dem Vicomte die Hand und sagte: »Sie sind mein Gast, Bürger; Sie bleiben. Treten Sie dort hinein zu Ihren Verwandten, ich werde hier bleiben. Niemand

wird Sie stören; morgen schon werde ich versuchen, von dem Dictator das zu erhalten, was Sie bedürfen.«

Er öffnete die Tapetenthür, der alte Herr machte eine tiefe Verbeugung, dann faßte er die Hand seiner Tochter und ging. — Als Vincent allein war, warf er sich in den großen Polsterstuhl, und beide Hände vor sein Gesicht deckend, murmelte er leise Worte, die in einem krampfhaften schnellen Athmen erstarben. Das Licht erlosch, er blieb wach und allein, nachsinnend, bis der Morgen dämmerte.

In der Straße ** stand ein kleines zweistöckiges Haus. Unten wohnte ein Tischler und eine schmale Treppe führte aus der engen Flur hinauf in das obere Stockwerk, wo die Fenster mit weißen Vorhängen umsteckt waren und eine Reihe von Blumentöpfen hinter den Scheiben standen. — Vincent stand in der Frühe an diesem Hause und schaute empor. Es sah still und friedlich aus; unten hobelte der Tischler, an den Pfosten der Thür lehnte ein Mann, dessen starkes langes Haar unter einer rothen und schmutzigen Mütze hervorfiel. Gesicht und Gestalt konnten an die Septembriseurs erinnern; seine offene Brust, sein wilder Bart, der Knittel, den er in den Fäusten hielt, paßten zu dem Bilde des echten Republikaners. Der Mann warf einen verächtlichen Blick auf den Hut und das Kleid

des jungen Malers. — »Was suchst Du hier, Bürger,« rief er dann, ihn finster anstarrend und ohne sich zu rühren.

»Wohnt der Bürger Robespierre hier?« fragte dieser.

»Kommst Du aus dem Monde?« schrie der Kerl höhnisch, »daß Du so fragst.«

»Mein guter Freund,« erwiederte Vincent höflich, »Du wirst verzeihen —«

»Ich habe nichts zu verzeihen und bin Dein Freund nicht, Bürger. Schande nnd Scham für Dich, wenn Du nicht weißt, wo der größte Bürger Frankreichs wohnt.«

Ohne ein Wort zu erwiedern, wollte der Maler bei dem Jakobiner vorüber, aber dieser hielt ihm den Knittel vor.

»Was soll's?« fragte Vincent beleidigt.

»Erst sage mir, wer Du bist?« fragte der Mann. »Man tritt hier nicht so ein, ohne Rede und Antwort. Seit die Bösewichte letzthin zwei Versuche machten, den großen Bürger zu ermorden, und man sogar ein Weib mit zwei Messern in seiner Wohnung ergriff, haben wir, seine Freunde, es übernommen, ihn zu schützen. Wer bist Du also?«

»Ich bin der Maler Charles Vincent.«

Der Kerl lachte laut auf. »Ein Maler,« rief

er; »ja, so siehst Du auch aus, einer von der Sorte, die zu nichts taugt, als —« hier nahm er seinen Knittel und ließ ihn auf die Hand fallen, als fiele das Beil der Guillotine nieder.

»Verläumde nicht, Bürger,« rief Vincent stolz, »hast Du vergessen, daß David auch Maler ist? Unser großer Bürger ist mein Freund, er und Robespierre besuchten mich erst gestern.«

Einen Augenblick zweifelhaft streckte der Kerl seine grobe gewaltige Hand aus, schüttelte die des Beleidigten und sagte: »Jetzt verzeihe mir, Bürger. Gruß und Brüderschaft! Ich sehe etwas in Deinen Augen, was mir gefällt. Geh' hinauf, man wird Dich weiter führen.«

Vincent stieg die schmalen Stufen empor und trat in ein kleines Vorgemach, aus welchem ein Gemurmel von Stimmen drang. Als er die Thür öffnete, stand er still. Wohl ein Dutzend wild blickender, bärtiger Männer, ganz ähnlich dem, der Wache unten hielt, saßen in mannichfacher Gruppirung an den Wänden umher. Ein Paar hatten ihre Röcke ausgezogen und besserten die schadhaften Stellen aus, einige Andere hielten die nervigen Arme über der Brust gekreuzt und flüsterten unter einander. Als der Fremde hereinkam, blickten sie Alle auf; ihre durchdringend prüfenden Blicke hingen mißtrauisch an sei-

nen edeln feinen Zügen; ein Unheil verkündendes Lächeln verzerrte ihre Lippen; die großen Ohrringe an den Seiten ihrer Köpfe, die sich hin und her bewegten, waren das einzig Glänzende an diesem Haufen schmutziger, zerlumpter, gemeiner Bursche. — Der Künstler that ein Paar ungewisse Schritte, dann zögerte er. Die Thür zu dem Seitengemach war angelehnt, drinnen sprach man laut; er konnte einige Gestalten erkennen, die auf und nieder gingen. — Die Männer im Vorgemach schienen auch zu horchen. — Vincent erinnerte sich, daß Robespierre immer von einer Bande Fanatiker aus der untersten Klasse umgeben sei, die man spottweise seine Garde nannte. — Diese nichtswürdige Rotte erschien überall, wo der Wille ihres Oberhauptes und seiner Gehülfen, der Jakobiner, durchgesetzt werden sollte. Sie drängte sich in den Convent und umbrüllte die Bänke der Volksvertreter mit gezückten Messern; sie füllte die Säle des schrecklichen Revolutionstribunals, um durch ihren Beistand die Verurtheilung derer zu beschleunigen, die Robespierre gerichtet haben wollte; sie hatte erst jüngst den Karren umtanzt, auf welchem Danton und Camille Desmoulins, Herault Sechelles und Fabre d'Eglantine zur Schlachtbank fuhren, dieselben Männer, welche so oft von ihrem wüthenden Triumphgeschrei empfangen und begleitet wurden. — Das wa=

ren würdige Repräsentanten hier. So mußten die aussehen, welche für tägliche zehn Sous immer neue Köpfe forderten von der langen Liste derer, die noch immer nicht genug der reinen Bürgertugend angehörten. Ein leises Zittern lief durch Vincent's Adern, ein Gefühl des Abscheus und des Entsetzens. Er schlug die Augen zu Boden, um den unheimlichen glühenden Blicken auszuweichen, die von allen Seiten stechend auf ihn trafen, und hörte auf die Worte, welche aus dem Zimmer zu ihm gelangten. — »Ich sage Dir,« rief eine rauhe mächtige Stimme, »die Bösewichte sind nicht zu bessern, ihre Verschwörung richtet sich gegen die Tugendhaften, gegen Dich, Robespierre, gegen uns Alle. Das Vaterland ist in Gefahr, schlafe nicht länger, Brutus, die Stunde ist da!« — Der Spalt in der Thür war weiter aufgegangen. Vincent konnte den sehen, der gesprochen hatte. Es war ein großer, breitschultriger Mann; ein ungeheurer Kopf mit dichtem schwarzen Haar saß auf seinen Schultern, sein rothes Gesicht, häßlich und voll Blatternarben, hatte kleine feurig blitzende Augen. Neben diesem Riesen stand ein schlanker großer Mann mit spitzem Gesicht. In die Offiziertracht der Nationalgarde gekleidet stützte er sich auf seinen schweren Säbel und lächelte verächtlich über die Besorgnisse seines Nachbars. Dann war noch ein jüngerer Dritter vorhanden, der in einer Liste

las und von Zeit zu Zeit diese sinken ließ, um dem Gespräche zuzuhören, und Alle standen dem großen Bürger, dem Vater aller Tugenden gegenüber, in dessen bleichen Zügen das unheimliche nervöse Zucken sein Spiel trieb, das Vincent schon gestern mit Schauder erfüllte. — »Ist es denn meine traurige Bestimmung,« sagte Robespierre schwermüthig seufzend, als jener schwieg, »daß ich denen, die ich liebe, den Tod bringen soll? Warum muß ich das? Warum wird diese Qual, unter der mein Herz verbluten will, nicht von mir genommen?«

»Die Vorsehung,« sagte der Erste, »bedarf so auserwählte Werkzeuge, wie Du es bist, um die Tugend über die Erde zu verbreiten. — Die Verräther, die Bösewichte müssen vertilgt werden, wie man Nesseln und Dornen ausrauft, damit die grüne Saat emporsprießen kann.«

»Du hast Recht, Cofinhal,« erwiederte Robespierre mit demselben traurigen Tone. »Nothwendig ist es, daß die reine Tugend siege, was es auch dem Herzen kosten mag. O! daß die Menschen so schwach und so leicht zu verführen sind, daß die Leidenschaften so leicht sie verderben und Gift in ihre Adern bringen. Euch, Ihr tugendvollen und großen Bürger, Euch bleibt es übrig, eine neue Welt zu schaffen, in der die Vaterlandsliebe der Römer und Griechen sich

mit der milden Großmuth des französischen Volkscharakters vereint, darum ist es nöthig, daß wir die Intriguanten und Tyrannen hindern, unser Werk zu stören.«

»Dafür laß mich sorgen, Robespierre,« rief der Offizier aus. »Dieser unwürdige Convent ist nicht genug gesäubert; man muß kurzes Spiel mit ihm spielen. Ich kenne sie Alle, aber sie sind wie die Mäuse,« sprach er lachend, »sie stecken die Köpfe zusammen, doch wagen sie sich nicht aus den Löchern, wenn sie die Katze merken.«

»Wenn es die Tugend und das Vaterland verlangen, Bürger Henriot,« sagte Robespierre, »so muß man nicht fürchten, die Verräther in ihren verborgensten Höhlen aufzusuchen. — Sagtest Du nicht, Bürger Agent Payan, daß Du bestimmt wüßtest, wie Tallien, Legendre, Vadier, Callot d'Herbois, Carnot, der schändliche Billaud und der feile Barriere geheime Zusammenkünfte halten?«

»Ich weiß es gewiß,« rief der Agent aus, »und ihre Absicht ist unverholen eine verrätherische, gegen Dich gerichtete. Die Comités wollen die Dictatur, darum streuen ihre Kreaturen unaufhörlich schändliche Verläumdungen gegen Dich aus. Die Jakobiner werden als die Armee des neuen Protectors bezeichnet, Du wirst laut und öffentlich der Cromwell Frankreichs

genannt. Man zischelt den Bürgern in die Ohren, daß endlich des Blutes genug vergossen sei, daß man anhalten, umkehren, nicht länger zerstören, sondern wieder aufbauen müsse, daß man einer schrecklichen Tyrannei entgegengehe, und man wagt es, die Worte des Verräthers Danton zu wiederholen. Frankreich kehrt erst dann zur Vernunft zurück, wenn die Köpfe dieser wahnsinnigen Schurken fallen, wenn Robespierre's Kopf —«

»Halt!« rief der große Bürger mit fast unhörbarer Stimme. Das Zucken seiner Nerven schien den ganzen Körper ergriffen zu haben, seine Stirnhaut zog sich in tausend Falten zusammen, er legte die krampfhaft gebogenen Finger auf seinen Schädel, als drücke er dort etwas hinab. Dann versuchte er zu lächeln, aber seine Lippen waren bläulich, sein Gesicht ohne Bewegung. »Hat er nicht auch gesagt, sein Blut würde mich ersticken? Danton, o! wie liebte ich ihn. Mit welchen Schmerzen riß ich ihn von meiner Brust. Er mußte hinab, er war ein abgefallener Engel, er verrieth die Tugend und ich — ich bringe ihr alle Opfer dar. — Hat man ihn nicht gesehen,« fuhr er dann lebhafter fort, »wie er in gemeinen Genüssen schwelgte, wie er nach Gold trachtete, wie er sich in die Sümpfe der Unsittlichkeit stürzte? Kann das ein wahrer Republikaner? — Ich habe nichts,

ich bin arm, ich verachte die Ausschweifungen, ich verachte das Gold. — Aber diese Elenden alle, wonach streben sie? Nach Unterdrückung, nach Macht, nach Schätzen, um ihre thierischen Begierden zu befriedigen. Es sind Heuchler, Bösewichte, Nichtswürdige, wir müssen ihre Plane zu Schanden machen; wir müssen sie entlarven.«

»Nieder mit ihnen, mit allen Verräthern!« rief Cofinhal.

»Reinige den Convent, Robespierre,« fiel Payan ein. »Die Commune ist für Dich, die Jakobiner kämpfen an Deiner Seite und was die Verräther betrifft ...«

»Für diese,« sagte Henriot, indem er mit dem Säbel auf den Boden stieß, »laß mich sorgen. Meine Artilleristen haben Kartätschen für sie.«

»Ich werde St. Just zurückrufen sobald als möglich,« sagte Robespierre, »er, Louthon, mein Bruder, Lebas und die andern Freunde der Tugend werden mir zur Seite stehen. Die Vorsehung will es; die Verräther dürfen nicht triumphiren, wenn die guten Menschen es hindern können. Ich werde heute Abend in der Versammlung sprechen, jetzt verlaßt mich, Bürger, ein Jeder erfülle seine Pflicht.« —

Nach einigen Minuten traten die drei heraus. Robespierre öffnete die Thür und warf einen verwun=

derten, furchtsamen Blick auf Vincent. — »Du hier?« sagte er; »was willst Du, Bürger Vincent?«

»Ich wünsche mit Dir zu sprechen,« versetzte der Maler. »Ich habe eine Bitte an Dich.«

Robespierre trat zurück und plötzlich wurden seine finsteren Mienen freundlicher. »Womit kann ich Dir dienen?« fragte er.

»Ich habe einige Zeilen hier von dem Bürger St. Just, meinem Freunde.«

Robespierre schlug das Blatt auf und las. »Du willst Dich verheirathen? sagte er.

»Ja, Bürger.«

»Und willst einen Paß nach Dijon?«

»Es ist meine Vaterstadt.«

»Warum willst Du nicht hier bleiben?«

»Nun, Bürger,« versetzte Vincent lächelnd, »man verlebt die Flitterwochen wohl gern so einsam als möglich. Auch habe ich ein Geschäft dort, eine Auseinandersetzung mit meinen Verwandten.«

»Wen willst Du heirathen?« fragte Robespierre nach einer Pause.

»Eine junge Waise ohne Vermögen. Sie ist allein mit ihrer alten Verwandten.«

Der mächtige Beherrscher des Convents ließ seine schweren Augenlieder niederfallen auf das Papier. »Es ist mir lieb,« sagte er, »wenn ich Dir dienen kann.

St. Just bittet mich, Dir ein Certifikat auszustellen. Er verbürgt sich für Dich, aber Du hast einen Freund an David; weiß er nichts von Deiner Angelegenheit?«

»Ich glaube, er weiß es,« versetzte Vincent, indem er seine Verlegenheit unterdrückte, »und was er nicht weiß, werde ich ihm heute noch mittheilen. Ich muß Dir sagen, Bürger,« fuhr er dann unbefangen fort, »daß ich gestern selbst noch nicht zu dem Schritt entschlossen war, den ich jetzt thue. St. Just besuchte mich noch spät, ihm eröffnete ich mich, er rieth mir, meine Ehe rasch zu schließen und Paris mit meiner Frau zu verlassen. Da er sogleich reisen mußte, wies er mich an Dich.«

Robespierre trat an den großen Tisch, der im Zimmer stand, nahm ein Blatt Papier und schrieb. Mit Herzklopfen blickte Vincent nach ihm hin. Das Gemach war klein; ein Paar einfache Mobilien standen an den Wänden, im Hintergrunde ein Bett, auf einem Schrank eine Reihe Bücher, auf dem Tisch ein Haufen wohlgeordneter Schriften. — Die Dielen waren weiß gescheuert, überall herrschte Ordnung und die schmale Gestalt des Schreibenden in seinem braunen sauberen Kleide, seine Zierlichkeit, seine Feinheit paßte ganz zu diesem häuslich stillen Raume. Wer hätte denken können, daß dies die Wohnung des allmächtigen Hauptes der Republik sei, daß hier alle die

blutigen Katastrophen beschlossen wurden, welche über des weiten Frankreichs Grenzen hinaus die Welt erschütterten, wer endlich hätte diesem sanftmüthig stillen Gesicht es angesehen, daß es erbarmungslosen Tod über seine besten Freunde aussprechen könne, daß es so eben, in diesem Augenblicke noch, unter heuchlerischem Seufzen an neues Blut gedacht, neue Verbrechen ersonnen, seiner schrecklichen Tugend neue Opfer schlachten wolle!

»Hier, Bürger Vincent,« sagte Robespierre, »hier ist das Certifikat. — Ich verbürge mich darin für Dich und die zwei Frauen. Geh' auf die Mairie damit, Du wirst den Paß sogleich erhalten.« — Und als habe er die Gedanken erforscht, welche Vincent's Gehirn erhitzten, faßte er plötzlich dessen Arm und sah ihn mit seinen trüben todten Augen eine Minute lang an. »Bürger Vincent,« murmelte er, »Du siehst, ich bin Dein Freund. St. Just hat Recht, Ihr Maler seid Alle Träumer, man kann von den Meisten von Euch nichts hoffen für die heilige Sache des Vaterlandes, man muß Euch Euren Weg gehen lassen. Gut, gehe Du den Deinen, ich hindere Dich nicht. Aber Eines merke Dir, Bürger. Man kann auch durch Schweigen seinem Vaterlande und der Tugend große Dienste erweisen. Ich fürchte den Verrath nicht, aber ich hasse die Verräther. Ich vernichte Die, welche

mich hindern, Gutes zu thun; ich bin unerbittlich gegen die Elenden, die sich den Feinden Frankreichs zugesellen, mit Warnung und was der Zufall sie etwa erlauschen ließ.« — Hier heftete er den Blick drohend auf den Maler und seine Lippen zuckten convulsivisch. — »Reise, Bürger,« sagte er, »reise heute noch und lebe wohl. Ich werde mein Auge nicht von Dir wenden; ich finde Dich wieder.« —

Er reichte ihm die Hand, sie war so kalt wie eine Todtenhand, die Vincent's Blut erstarren ließ. — Er sprach seinen Dank hastig aus, dann ging er durch das Vorzimmer, ohne den Blick aufzuschlagen, und sprang so rasch er konnte die Stufen hinunter.

»Was das Beste für ihn wäre?« sagte Robespierre mit seinem eisigen Lächeln. — »Ich denke die Bekanntschaft meines Freundes Fouquier Tinville und des Bürgers Samson. Und wenn St. Just nicht so bethört wäre und David der Freund dieses albernen Schwärmers, ich hätte Grund genug ihn der Gerechtigkeit der Nation zu übergeben. Ein Mensch, der Heilige malt, ein Mensch, der mich nicht kennt, ist seinem Vaterlande mindestens unnütz, und das Unnütze muß fort, um, wie Cofinhal sagt, dem Nützlichen Platz zu machen.«

Er hörte unten ein lautes Rufen und trat ans Fenster. Da stand David, die phrygische Mütze schwen-

kend und den Arm weit aus seiner Toga hervorgestreckt. — »Vincent!« rief er, »halt! Bürger Vincent!« aber der Bürger dieses Namens hatte nicht die geringste Lust zu hören. — Er lief die Straße hinunter mit einer Eile, als brenne das Pflaster unter seinen Füßen. David stampfte dazu vor Heftigkeit, und schrie eine schwere Verwünschung nach der andern, bis er endlich seine Mütze aufsetzte und die Treppe hinauf zu Robespierre stürzte.

»Das ist der einzige Getreue,« sagte dieser, »der einzige Freund der reinen Tugend unter den Bösewichten im Sicherheitsausschusse. Aber zittert, ihr Lasterhaften, zittert ihr Elenden, nichts rettet Euch vor der Strafe. Die hehre Göttin ist mit mir. Ich, ihr Priester, verkünde ihren Willen; Volk von Frankreich, wer kann Dein Glück malen, wenn einst das Böse ganz vernichtet, die unbefleckte Freiheit alle Herzen erfüllt!«

Nach mehreren Stunden kam Vincent zurück. Ganz erhitzt und athemlos stieg er die vier schmalen hohen Treppen zu seiner Wohnung hinauf, dann öffnete er die Thür, warf den Hut auf den Tisch und sah sich fragend in dem leeren Raume um. — »Sie ist nicht hier?« sagte er seufzend; »gleichviel, was

könnte ich ihr auch sagen. — Nichts als das Eine,« murmelte er vor sich hin, »daß ich sie liebe, daß ich sie nie, nie vergessen werde, und daß sie glücklich sein mag, glücklich dort in dem fremden Lande, glücklich ohne mich, wenn ich nicht mehr sein werde.« — Er wendete sich erschrocken und freudig um, denn er hörte ein leises Rauschen; Melanie stand bleich und freundlich an der Thür. — »Meine liebe Freundin,« sagte Vincent, »ich habe Ihnen glückliche Nachrichten zu bringen. Es ist mir gelungen, einen Paß zu erhalten auf drei Personen; ungehindert werden Sie Paris verlassen; dies Papier wird Ihnen alle Wege öffnen; ich zweifle nicht daran, daß es Ihnen leicht gelingen wird, auch die Grenzen zu überschreiten, und wenn Sie in Sicherheit sind, Melanie, dann — dann —« Er hielt inne, die Stimme versagte ihm den Dienst, da schlug er die Augen auf und blickte die Geliebte traurig, zum Tode betrübt an.

»Muß es denn sein?« fragte Melanie; »muß ich denn gehen und Sie allein lassen? — O, mein Gott! Charles, es kann nicht geschehen, ich kann es nicht denken, ich würde es nicht ertragen.«

»So bleiben Sie bei mir,« rief Vincent mit Heftigkeit. »Doch nein,« fügte er traurig hinzu, »Sie können nicht, Sie dürfen nicht. Ein Vater, eine geliebte Verwandte fordern Sie und hier ist der Tod,

hier schleicht er umher und sucht seine Opfer. Was hat man über Sie beschlossen?«

»Ich weiß es nicht,« erwiederte sie, »aber was kann mein Schicksal sein? Sie wissen, daß ich zum Kloster bestimmt ward, Sie kennen meinen traurigen Lebenslauf. Jetzt ist mein Bruder todt, mein Vater güterlos, seine Hoffnungen vernichtet. — Ich weiß nichts, Herr Vincent, ich bin sehr unglücklich.«

»Unglücklich!« rief der junge Mann, »und warum können wir nicht glücklich sein? Wer hindert uns daran? Die Vorurtheile, die traurigen Leidenschaften der Menschen! — Melanie!« — Er schwieg und hielt ihre zitternde Hand — »Meine theure geliebte Melanie!« Er hatte beide Arme fest um sie geschlungen, seine Küsse brannten auf ihren bleichen Lippen, sie athmete kaum. »Bleibe bei mir!« flüsterte er, »sage Dich los von ihnen, wage es frei zu sein, Deinem Herzen und dem Glück zu folgen. — Ich will alle ihre Liebe ersetzen, ich habe mehr für Dich als sie, die Dich in eine fremde Welt führen, die uns trennen, uns auf immer elend machen, um ihren Götzen ein Opfer zu bringen. Bald wird die Zeit kommen, wo man anders denken wird. Ich will darnach ringen, ich will meinen Namen groß und berühmt machen, sie sollen sich nicht schämen; o! die Liebe kann

Alles, und wenn sie Dir fluchen, ich will es in Segen verwandeln.«

Bei diesen Worten richtete sich Melanie auf. Ihr Gesicht war bleich, wie der Tod, aber eine hohe Entschlossenheit sprach aus ihren Augen. — »Ja, ich liebe Sie, Vincent,« sagte sie leise, »und nichts wird mich vermögen, dieser Liebe jemals zu entsagen.«

»Halt!« rief der Vicomte, der schnell hereintrat, »halt ein! ich befehle es Dir.«

»Mein Vater,« sagte sie ruhig, »Sie hörten, was ich sagte; das ist ein heiliges Gelöbniß und nie will ich es brechen. — Wenn Sie mich von ihm reißen, werde ich folgen, wohin Sie befehlen. Sie werden mein Herz zerbrechen; ich fühle es wohl, es ist nicht gemacht, solche Leiden lange zu tragen, aber Sie werden eine gehorsame Tochter finden. — Ich liebe Vincent, den edelsten Menschen, den ich kenne, dessen Tugenden ihn so hoch erheben, daß alle Namen dagegen verschwinden; ich kann entsagen, und er — er kann es auch. — Sehen Sie hier diesen Paß, der unsere Flucht sichert, er hat ihn dem blütdürstigen Robespierre abgeschmeichelt, er bleibt zurück, um sich den Streichen auszusetzen, dem Blutbeil, das ihn bedroht, und für wen, mein Vater?? Für Sie, für meine Tante, für mich, die er auf immer verlieren soll. — Rührt Sie das nicht, hat dieser Edelmuth

keinen Weg zu Ihrer Brust? Erbarmen! mein Vater, haben Sie Mitleid.« — Sie streckte die Hand flehend nach ihm aus, aber der alte Herr blickte sie zornig an.

»Ich hoffe, Herr Vincent, daß ich Ruhe und Einsicht bei Ihnen finde. — Ich weiß und erkenne Alles, was Sie thun; ja, Sie könnten mich zu zwingen meinen. Sie könnten mir Bedingungen stellen. Sie könnten mir sagen, für diesen Paß da verkaufe mir Deine Tochter, Du bist in meiner Hand.«

»Sprechen Sie nicht weiter!« rief der Maler empört aus, indem eine tiefe Röthe sein Gesicht bedeckte. — »Melanie hat entschieden, Sie haben es gehört und nichts kann Sie hindern, Ihren harten Willen auszuführen. Dort liegt der Paß, nehmen Sie ihn, für alles Andere werde ich Sorge tragen. Was ich besitze, reicht hin, Ihre Flucht zu sichern. Ich entsage dem Glück, weil ich liebe. — Wenn aber einst des Herz gebrochen ist, wenn Sie verzweifelnd und kinderlos sein werden, dann zu spät wird die Reue kommen.«

»Ich habe nichts zu bereuen!« sagte der Vicomte, »aber,« setzte er milder hinzu, »ich beklage es, nicht anders handeln zu können.« — Er ging mit großen Schritten auf und ab und blieb dann plötzlich stehen. »Ich bin nicht grausam,« sagte er, »ich will es Ih-

nen beweisen. Melanie mag wählen, frei wählen, was sie thun will. — Will sie mir, ihrer Familie, ihrem Blute und ihren Rechten entsagen, wohlan denn, so mag sie es thun. — Hier steht der Bürger Vincent,« sprach er mit einem bittern Lächeln, »und hier der Vicomte Estampes, Dein Vater. — Willst Du auf die Mairie gehen, mit dem Strickstrumpf in die Section wandern, eine gute Bürgerin werden und ihm Modell stehen? willst Du Dich so entwerthen, gut, ich will es nicht segnen, aber ich werde Dir auch nicht fluchen. — Ich will denken, Du seiest mir gestorben, wie Henry; ich will Deinen Todestag begehen und Dich beweinen.«

»Mein Vater!« rief Melanie aus und es lag ein Ausdruck tödtlicher Herzensangst in ihrer Stimme.

»Entscheide Dich!« erwiederte der alte Herr stolz. »Hier giebt es keinen Zwischenweg. Da oder dort, an seinem Herzen oder in meinen Armen. Tochter oder Weib, das ist die Frage.«

Vincent hatte die Arme über die Brust gekreuzt, er stand dem Vicomte gegenüber, bleich und ruhig. Sein Auge blickte fest auf die Geliebte, kein Muskel bewegte sich, er war einer Bildsäule gleich, in deren marmorkalten Zügen der Meister die erhabenen Gedanken, die Kraft eines edlen entschlossenen Geistes gemeißelt hatte.

Plötzlich that Melanie einen schwankenden Schritt, dann stürzte sie sich an Vincent's Brust und legte ihren zitternden Kopf auf sein Herz. »Ich habe entschieden,« rief sie, »hier ist mein Platz, bei Dir, mein edler, mein geliebter Freund. Vergebung, mein Vater! ach, Vergebung! ich kann, ich darf Ihnen nicht folgen, wenn Sie mein Schicksal in meine Hand legen.«

»Melanie!« rief Vincent, wie zum Leben erwacht, mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens, »meine Geliebte! mein Weib!«

Der Vicomte kehrte sich ruhig von ihnen und steckte den Paß ein. »Es wird nichts thun, wenn auf diesen Paß zwei statt drei Personen reisen, das Papier selbst ist die Hauptsache. — Nur wenige Stunden noch, Herr Vincent, gestatten Sie mir, unter diesem Dache zu sein, dann gehe ich für immer.«

»O, gehen Sie nicht im Zorn von uns, mein Vater!« rief Melanie.

»Ein für allemal,« versetzte der alte Herr; »ich habe keine Tochter mehr. Sie ist todt.«

Melanie lehnte sich weinend an Vincent. »Herr Vicomte,« sagte dieser, »giebt es kein Mittel, Sie zu versöhnen?«

»Sprechen wir nicht mehr davon,« erwiederte dieser. »Was geschehen, ist geschehen. Ich gehe, der

Frau Äbtissin zu erklären, daß wir reisen, im Übrigen bin und bleibe ich Ihr Schuldner, mein Herr, und werde nie versäumen, mich meiner Verpflichtungen zu erinnern.«

»Ich gebe die Hoffnung auf,« rief der Künstler; »tröste Dich, Melanie, es wird nicht immer so sein. Einst wird dieser strenge Vater uns dennoch gütig aufnehmen, er wird sein Herz wiederfinden, wenn er sieht, daß wir glücklich sind, daß Ruhm und Ehre mich begleiten.«

»Ehre? dem Maler?!« rief der Vicomte.

»Mein Herr!« rief Vincent mit leuchtenden Augen; »was war Rafael, was Michel Angelo, was Titian, was Rubens oder Murillo? Maler waren sie und doch buhlten die mächtigsten Könige um ihre Freundschaft, überhäuften sie mit Schätzen und Ehren und hätten Fürsten aus ihnen gemacht, wenn sie es gewollt hätten. — Und vor mir liegt ein langes Leben. Ich fühle Kraft, ich fühle den Muth, das Höchste zu erringen, jeden Preis, jede Ruhmesstaffel, um Melaniens willen, eine Krone, wenn sie es wünscht.«

»Gut, mein Herr Maler,« sagte der Vicomte lächelnd, »thun Sie das; wenn es geschieht, wollen wir weiter reden. Für jetzt leben Sie wohl!«

Vincent schloß die Geliebte fest an seine Brust.

»Das erstarrte Herz des Vaters ist nicht zu erwärmen,« sagte er; »seine hochmüthigen Vorurtheile sind unüberwindlich. Er geht, aber es beglückt mich, daß er es ungehindert kann. Klage nicht, Melanie, es kann nicht anders sein. Dir bleibt der Freund, der Gatte; wir werden glücklich sein und Alle versöhnen.«

Vor der Thür entstand ein Geräusch; mit starker Hand ward das Schloß aufgedrückt; Melanie wollte sich Vincent's Armen entwinden, aber er hielt sie fest und rief: »Ich kenne diesen Schritt, es ist der Bürger David.«

»Er ist es!« rief David und blieb an der Schwelle stehen, als er die Beiden erblickte. Sein finsteres Gesicht verdunkelte sich tiefer, die Falten auf seiner Stirn zogen sich in einem Kreis zusammen und das kleine Auge rollte in der tiefen Höhle.

»Mein väterlicher Freund!« rief Vincent, »komm zu uns, gieb mir Deine Hand und Deinen Segen! — Melanie ist mein, sie wird eine Bürgerin des schönen Frankreichs sein, sie wird meinem Ehrgeize neuen, kühneren Schwung verleihen.«

»Eine Liebesscene?« sprach David. »Wie kam das? Und er, der stolze hoffärtige Narr, er billigt es? Ist er so tief gesunken?«

»Er geht,« versetzte Vincent, »er scheidet sich von uns, aber ich will ihn schon versöhnen. Einst wird

mein Name glänzen, ich will ihn berühmt machen, ich werde der erste Künstler Frankreichs sein.«

»Der Erste?« rief David.

»Der Erste,« sagte Vincent. »Ich will nicht rasten, nicht ruhen, bis ich es bin. Es soll keinen Zweiten geben neben mir. Auch Du sollst mir weichen; ich will den Wettkampf mit Dir beginnen; der Blick auf meine geliebte Melanie wird mir Sieg verleihen.«

»Glück zu! Glück zu!« rief David und mit heftigen Schritten ging er durch das Zimmer. — »Du hast einen schönen Anfang gemacht. Da Deine Cäcilie, dort Dein Aufstand im Palais Royal! Wir werden sehen, Knabe, wer gewinnt. Du schwärmst in Empfindungen, in Träumen; sie werden vergehen wie Rauch.«

»Sie werden nicht vergehen,« versetzte der junge Künstler. »Ich liebe!«

»Die Aristokratin!«

»Sie ist es nicht, sie hat den Bürger gewählt. Es giebt kein Fräulein von Estampes mehr. — Robespierre's Wort hat ihrem Vater den Paß verschafft.«

»Der für Dich bestimmt war,« rief David. »Du hast ihn betrogen! Weißt Du, was es heißt, das Vaterland, das Gesetz betrügen?«

Die beiden Männer betrachteten einander mit

finsteren fragenden Blicken. Vincent war heftig erschrocken, David stand drohend vor ihm.

»Ich that, was ich mußte,« sagte der junge Maler endlich; »es gab keinen andern Weg, um Unglück zu verhüten. Sei mild, David, wende Dich nicht von mir, beschütze mich, liebe mich, wie Du es oft gesagt hast!« — Der Mann des Convents schüttelte finster den Kopf.

»Wenn ich Dein Freund sein soll,« versetzte er, »so mußt Du diese da lassen. Sie drängt sich zwischen uns, ein Gespenst des Zornes. Es ist thöricht von Dir, es ist verbrecherisch, es soll nicht sein; Du mußt verzichten.«

»Niemals!« rief Vincent. »Eher mein Leben als Melanie!«

»Dein Leben, Narr, Dein Leben?« rief David. »Hüte Dich, Du bist nahe daran. — Doch was kümmert es mich, was kümmert mich Dein Treiben, was weiß ich von dieser geheimen Verkuppelung?«

»Bürger David!« sagte Vincent stolz »Du beleidigst mich. Ich habe mich kindlich gefreut, Dich zum Zeugen meines Glückes zu machen; Du wußtest, wie es stand, wußtest, daß ich liebte.«

»Ich wußte es nicht,« fiel David ein; »Du sprachst nicht von Deiner Liebe. Hättest Du es gethan, ich hätte Dir gesagt, daß —« Er betrachtete

ihn finster und sagte dann: »Wohlan denn, sieh zu, ob Du siegst, ob Du überall ein glücklicher Nebenbuhler bist; ob es so leicht ist, den David zu überwinden.«

Vincent umfing Melanie zärtlich und sagte dann sanft: »Wenigstens wirst Du mir hier den Rang nicht streitig machen wollen. Dies Herz gehört mir allein, auf jedem andern Felde will ich mit Dir kämpfen. Lieber David, verzeihe mir, aber ich verstehe Dich nicht. Du wußtest, wer Melanie ist, daß das Fräulein von Estampes, ihr Vater, ihre Tante, die Äbtissin —«

»Unglücklicher!« rief David, »schweig; warum wiederholst Du mir diese verabscheuungswerthen Namen? Geh', entfliehe, verbirg Dich, ich habe nichts mit Dir zu schaffen, nichts mit denen, die mit Dir sind!«

Er warf die Toga über seinen Arm und verließ schnell das Zimmer.

»Höre mich, David,« rief Vincent, aber er polterte die Treppen hinunter und ärgerlich kehrte der Maler zurück.

»Was will er thun? Wohin geht er?« fragte Melanie ängstlich.

»Beruhige Dich,« erwiederte Vincent lächelnd,

»ich kenne diese zornige Heftigkeit; er wird umkehren, er ist mein Freund.«

»O, Du weißt es nicht!« sagte das junge Mädchen leise; »ich fürchte mich sehr.«

»Fürchte nichts,« sprach ihr Geliebter beruhigend, »aber wir wollen diese Wohnung verlassen, und sobald Dein Vater fort ist, für uns selbst einen sicheren und verborgenen Aufenthalt suchen.«

Während sie sich in Planen für die Zukunft ergingen, schritt David ohne aufzublicken durch die Straßen. Er sah Niemand an, dankte denen nicht, die ihn grüßten und sprach heftige Worte ohne Wahl und Zusammenhang vor sich hin.

»Er wäre es im Stande,« rief er, »der eitle Knabe, der Verräther! — Er ist ein großes Talent, doch welche Anmaßung — mich in den Schatten drängen — mich! — mit mir den Kampf wagen — mir auch diesen Ruhm zu entreißen! — Und wenn es ihm gelänge, wenn dieser Knabe den Kranz von meiner Stirn risse, den die große Göttin der Kunst darum gewunden, der Undankbare, der Elende! Verflucht sei der Gedanke!« — Er lachte laut auf, dann sagte er: »Habe ich doch nie daran gedacht, daß er mir gefährlich werden könnte.« — Plötzlich stand er still und ein schrecklicher Hohn lief durch sein häßli=

ches Gesicht. — »Bin ich nicht selbst ein Verbrecher,« sagte er, »wenn ich das Verbrechen theile? Gilt das Gesetz nicht für Jeden, der es kennt, die Übelthäter zu entlarven? Hat Brutus gezagt, als er den eigenen Sohn opferte? Die Tugend will es, die Tugend befiehlt es, ich werde meine Pflicht thun; triumphire nicht, Verräther!«

In dem Augenblicke hörte er das Geschrei des Volkes und blickte auf. — Da kam Robespierre den Weg herab, sein Gefolge mit ihm; die wildblickenden Republikaner, die Frauen, welche den großen Bürger umringten, und ihre Kinder von ihm segnen ließen. — Mit schnellen Schritten trat David auf ihn zu, ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort. »Ich habe Dir etwas zu sagen,« rief er. »Du hast dem Bürger Vincent Deinen Schutz ertheilt und einen Paß geben lassen; er hat Dich betrogen. In seinem Hause herbergt er den Vicomte von Estampes und dessen Familie, ihnen will er zur Flucht behülflich sein.«

»Und das sagst Du mir, Bürger David?« erwiederte Robespierre erstaunt.

»Ich sage es Dir,« rief David, »ich der Bürger Frankreichs. Von meiner Brust reiße ich den Sohn, den Kunstgenossen, den ich liebe, dessen Talent ich bewundere. Ich werfe ihn der hehren Tugend zum

Opfer hin, er ist ein Verräther, den Gesetzen verfallen; diese verlangen seine Strafe, ich aber muß es beklagen, so lange ich klagen kann.«

»Großer Bürger,« rief Robespierre, »komm an mein Herz! Heil dem Lande, das Männer hat, wie Du! Mögen sich alle Tyrannen dagegen verschwören, der Sieg bleibt sein, es ist unüberwindlich!«

Spät am Abend hielt unten an der Thür des Hauses, wo Vincent wohnte, ein Fiaker, der von Zeit zu Zeit mit seiner Peitsche knallte und Zeichen der Unzufriedenheit und der Unruhe über sein Warten laut werden ließ. Von Zeit zu Zeit blickte er zu den Fenstern hinauf und sagte dann endlich: »Was mögen sie vorhaben? Es ist nicht richtig hier; man läßt Niemand so lange warten, den man für jede Minute bezahlen muß. — Da schleichen Kerle ums Haus hin und her, weiß Gott! es sind Blauröcke. Armer junger Mann! Könnte ich ihn nur warnen; ich fahre davon, vielleicht hören sie es oben.« — Er nahm seine Peitsche und rief den Pferden zu, plötzlich aber wurden diese an den Zügeln festgehalten und eine rauhe Stimme sagte: »Halt, Bürger! Drehe Deinen Wagen um.«

»Warum?« versetzte der Fiaker.

»Du sollst eine Fahrt thun.«

»Ich bin bestellt von einem Herrn, den ich erwarte.«

»Und er wird kommen,« rief dieselbe grobe Stimme. »Im Namen des Gesetzes! weigere Dich nicht länger.«

Der Name des Gesetzes hatte in jenen Tagen einen so fürchterlichen Klang, daß der arme Fuhrmann ohne eine Gegenrede seine Pferde umwendete und wieder an der Thür hielt, durch welche ein Paar Männer hineinschritten, während zwei andere sich neben den Wagen postirten. — Leise stiegen die Häscher die Treppen hinauf und blieben horchend an der Thür des Malers stehen. Es war laut darinnen, aber man sprach so gedämpft, das wenig zu verstehen war. Endlich sagte Jemand herrisch stolz: »Laßt uns scheiden, die Zeit ist um. Es bleibt dabei, Herr Vincent; wenn einst der König wiederkehrt und Sie dann vermögen, Ihre stolzen Worte wahr zu machen, will ich mich erinnern, daß ich eine Tochter habe, bis dahin leben Sie wohl; ich werde Ihrer und Ihrer Dienste gedenken.«

— »Mein Vater!« rief Melanie, »so können Sie mich verlassen? und Sie, meine theure Tante Sie —«

Die alte Dame stützte sich auf ihren Neffen und sagte mit ihrer zitternden Stimme: »Wer Gott den Herrn verleugnet, seine Ehre und sein Blut, der soll gerichtet werden hier und dort. Nie haben die Estampes ein solches Unglück zu beklagen gehabt, ach! welche Tage, welche Verwilderung, welche Sittenlosigkeit! ich glaubte das nie erleben zu können. Laß meine Hand los, ungerathenes Kind, ich kann Dir meinen Segen nicht geben.«

»Zu mir, Melanie, zu mir!« rief Vincent, »es ist vergebens! Gehen Sie, Herr Vicomte, Sie haben Recht, es giebt für Sie keine Tochter mehr.«

Der alte Herr drückte stolz seinen Hut auf die Stirn und faßte den Arm seiner Tante. »Lassen Sie uns gehen, Madame,« sagte er, »ich möchte sonst vergessen, wer ich bin und was ich gelobt.«

In dem Augenblick, da er sich der Thür nahte, wurde draußen heftig angepocht. »Öffnet im Namen des Gesetzes!« rief eine rauhe heftige Stimme, und ehe Vincent, der hinzusprang, den Riegel in den Haken drücken konnte, sprang das schwache Schloß zurück und zeigte die fürchterlichen Diener des Gerichts.

»Keinen Widerstand, Bürger,« rief der Commissair, indem er die Hand an seine Schärpe legte, »ich verhafte Euch im Namen der Commission der öffent-

lichen Sicherheit. Hier ist der Befehl!« — Er schlug ein Blatt Papier auf und hielt es den erbleichenden Flüchtlingen entgegen.

Vincent faßte sich zuerst. »Du irrst, Bürger Commissair,« sagte er, »hier ist ein Paß, den ich von der Behörde erst heute empfing.«

»Schäme Dich, Bürger,« rief der Beamte, »das Gesetz betrügen zu wollen. Der Paß ist ungültig, Du hast ihn für diese hier erschlichen. — Leugne nicht,« fuhr er fort, »es ist unnütz, es würde Dir nichts helfen. — Oder ist es nicht wahr, ist dies nicht der ehemalige Vicomte Estampes?«

»So ist es, mein Herr,« erwiederte der alte Herr selbst. »Ich bin der Baron von Estampes und werde mich nie verleugnen.«

»Und diese beiden Bürgerinnen,« rief der Commissair, »sind daher unzweifelhaft —«

»Die Frau von Clarisson und meine Tochter,« fiel der Vicomte mit Würde ein. »Sie sind es beide. — Sagen Sie ohne Umschweife, mein Herr, wohin wir gehen sollen.«

»Zuvörderst,« versetzte der Beamte, »nach dem Temple, in Begleitung des Bürgers Vincent und morgen vor das Revolutions-Tribunal.«

»Wir sind verloren!« rief Melanie, indem sie an Vincent's Brust sank.

»Von diesem Augenblicke an,« sagte der alte Herr stolz, »bist Du wieder eine Estampes und meine Tochter. Keine unwürdige Klage; wir gehören zu denen, die zu leiden und zu sterben wissen.«

Er bot der alten Dame den Arm und führte sie sorgsam hinaus. Vincent folgte wankend. Er unterstützte Melanie, die zitternd und schweigend neben ihm schritt. Die Verzweiflung ihrer Herzen machte beide stumm. Unten hielt der Wagen; sie stiegen ein; die Häscher hielten den Volksschwarm zurück, der sich gesammelt hatte und mit dem wilden Geschrei: »Nieder mit den Aristokraten!« sie auf dem schrecklichen Wege begleitete. — Vincent hielt Melaniens Hände in den seinen fest, und wenn das Geflimmer einer Lampe die Dunkelheit erhellte, sahen sich beide in die bleichen Gesichter und suchten Trost zu nehmen und zu geben. — So erreichten sie die düstern Thore des Gefängnisses; die Beamten und Wachen umringten sie; wenige Minuten später waren sie getrennt, kaum vermochten ihre Lippen ein Wort des Abschieds zu flüstern.

Welche Nacht für Vincent! Er war in einer finstern kleinen Halle, wo mehrere Unglücksgefährten sich befanden, die theilnehmend nach seinem Schicksal forschten. — In abgebrochenen Worten erzählte er ihnen seine Schuld und sie schwiegen und starrten ihn

mitleidig an. Jeder hatte seine Hoffnungen, weniger schuldig zu sein als dieser verlorene Mann, aber größere oder geringere Fehl, wie wenig wog sie in den Augen der unerbittlichen Richter. Einer nur, ein junger bleicher Mann mit blitzenden schwarzen Augen und edler Stirn drückte Vincent mit Innigkeit die Hand. — »Du hast gehandelt, Bürger,« rief er, »wie Du mußtest, wie ein wahrer tugendhafter Mensch es soll. Sie werden diese Tugend anerkennen, sie werden Dich nicht verurtheilen, sie können und dürfen es nicht! Wer soll die Erhabenheit der Seele preisen, wenn die Republik es nicht thut? Nein, nein! vertraue ihnen, sie sind nicht so unmenschlich, die menschliche Größe und Schwäche zu mißachten, und Du bist Künstler, Dein Name gehört dem Vaterlande, auch der meinige, und ich hoffe wie Du!«

»Wer bist Du?« fragte Vincent.

»Ich bin Chenier, der Dichter; André Chenier,« sagte der junge Mann, indem er die Stirn stolz emporhob. »Angeklagt, wie Du, erwarte ich den Richterspruch, aber ich fürchte nichts. Ich, der Dichter der Oden auf die Tyrannei, ich ein Verräther! — Man fürchtet mein Talent, Neid und Mißgunst haben mich hierhergeführt, mein Tod würde denen erwünscht sein, die meine Nebenbuhler sind, die Elenden! Ich werde sie zu Schanden machen. — Ich werde frei aus

diesem Kerker gehen, meine Lieder werden die Freiheit preisen, ich kann nicht so jung sterben, es ist unmöglich, es ist da etwas — er schlug an seine Stirn — das muß wirken und schaffen!«

Seine Worte machten den tiefsten Eindruck auf den Maler. Der Neid, die Mißgunst, die Nebenbuhler! Ein schrecklicher Gedanke kam gewaltsam in sein Herz zurück. — David! er hatte den Verdacht mit Verachtung verworfen, plötzlich wuchs er riesengroß in ihm und umklammerte seine Seele. Seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß, er schlug die Hände vor sein Gesicht, seine Thränen flossen darunter hervor. So jung zu sterben! und da hinter seiner Stirn lag auch etwas, ach! es war unmöglich, den schrecklichen Gedanken zu fassen. — So saß er die ganze Nacht, bald von Hoffnungen ergriffen, bald von Verzweiflung angefaßt und in der ersten Morgenfrühe klirrten die Riegel, sein Name wurde gerufen, er sollte vor dem Tribunal erscheinen.

»Du wirst bevorzugt, Vincent,« sagte Chenier, »man hat Eile mit Dir. Lebe wohl; wir sehen uns in der Freiheit wieder, dort wo ein neues, schönes Leben uns blüht.«

Vincent folgte den Wächtern und bald stand er auf dem schrecklichen Platze, vor jenen düstern Schranken, wo vor ihm so viele gestanden, deren Namen

unvergeßlich fortleben. Hier hatten Vergniaud, Gersonne, Brissot, die einundzwanzig Märtyrer der Freiheit aus der glorreichen Schaar der Gironde vor den zwölf blutigen Richtern vergebens ihre feurige Beredsamkeit erprobt, hier hatte der Löwe der Revolution, Danton, die elenden Werkzeuge der Tyrannei zittern gemacht, ohne das Beil der Guillotine aufhalten zu können; Camille Desmoulins, die edle Roland, die schwärmerische Charlotte Corday, und alle die Opfer der großen welthistorischen Tragödie, sie hatten auf diesen schwarzen Bänken gesessen und hinter ihnen heulte der Pöbel ihre Todeslieder. Ein Schauer faßte Vincent an, als er hineintrat und hinter ihm der Kreis der Bewaffneten sich schloß; es war der Schauer der Ewigkeit, die Furcht vor der Vernichtung, aber es war die letzte, denn plötzlich erhellten sich seine Blicke. Von der Bank der Angeklagten streckte sich ihm eine weiße kleine Hand entgegen; zwei Augen, die in Liebe und Zärtlichkeit leuchteten, hefteten sich auf ihn und eine Stimme flüsterte seinen Namen, die ihn Alles vergessen ließ.

»Melanie!« rief er. »O, mein Gott! wie unglücklich bin ich!«

»Unglücklich!« erwiederte sie fast vorwurfsvoll. »Du bist bei mir, und ich weiß es, nichts wird uns mehr trennen.«

Vincent verbarg die Augen. »Nicht um mich,« sagte er schmerzlich, »um Dich, meine Melanie; die Ungeheuer! sie werden Dich ermorden.«

»Sieh sie an,« versetzte sie leise, »die eisernen Gesichter, wir haben nichts von ihnen zu erwarten. Aber was können sie uns thun, was so entsetzlich wäre? Sie werden sagen: Sterbt! aber sterbt vereint, und welch ein Glück, geliebter Mann, welch schönes, unverhofftes Glück! — Was hätte das Leben uns geben können? Und wenn Du von mir genommen würdest, ich von Dir, wer würde es ertragen können? Welche Schmerzen! welche Leiden! — Was ist der Tod? — Ein einziger, schrecklicher Augenblick, und hinter ihm liegt die Ewigkeit der Vereinigung. — Ich habe in dieser Nacht meinen Kampf mit dem Dasein ausgekämpft, ich fürchte nichts mehr. Mit Dir vereint, frei und beseligt, mit Dir, o Du mein Heißgeliebter, fort auf ewig aus diesem finstern traurigen Gefängniß, ganz Dein, ganz frei! fühlst Du das, Vincent, fühlst Du das Entzücken, den göttlichen Muth, den Ruf zu Gott, abgestreift die schwere Hülle?«

Verklärung strahlte aus ihren schönen glänzenden Augen, ihre Wangen waren geröthet, die edle Schwärmerei ihrer Seele theilte sich dem Geliebten mit. — »Ja, laß uns sterben, vereint, wenn es uns nicht vergönnt ist zu leben. — Und doch« — sein Blick wurde

düster — »ja, Chenier hat Recht, es ist hier etwas in dieser Stirn — und wenn es nicht wahr ist, wenn Alles verfliegt in die Unendlichkeit der Welt, in das große fürchterliche Nichts —!«

»Zweifle nicht!« erwiederte sie feierlich, »ich trage Dich in meinen Armen hoch empor über alle Sterne, und dort, mein Vincent, dort erwartet uns das Wunderland der Ewigkeit!«

In dem Augenblick wurden ihre Namen gerufen. Fouquier Tinville leitete die Anklage, er hatte wenig Geschicklichkeit nöthig, um der Verurtheilung gewiß zu sein. — Der alte Herr nannte stolz seinen Namen und protestirte gegen jede Zumuthung, ein Bürger der Republik zu sein. Er erklärte kurz und bestimmt, daß er aus den Niederlanden zurückgekehrt, nachdem er lange in Koblenz gewesen, um seine Tochter aufzusuchen und seine Tante, welche nach mancherlei Schicksalen endlich Zuflucht bei dem jungen Maler gefunden. — Die alte Frau von Clarisson schien dagegen gar nicht zu begreifen, wo sie eigentlich sei. Der Schrecken hatte den letzten Rest ihrer Gedächtnißkraft verwirrt. — Sie verbeugte sich und fragte Billaud Varennes, ob sie nicht die Ehre gehabt, ihn früher zuweilen bei Monsieur, dem Grafen von Provence, zu sehen? — Eine jähe Röthe des Zornes

lief über Billaud's fahles Gesicht, mit Heftigkeit befahl er ihr unter dem Gelächter der Andern, zu schweigen, und die alte Dame blickte ihn verächtlich an und setzte sich mit einer tiefen Verbeugung nieder. Als die Reihe an Melanie kam, erhob sie sich lächelnd und nannte ihren Namen. Mit sanfter Stimme erzählte sie, was sich zugetragen und dann sagte sie: »Vincent wird es nicht leugnen, das hat er Alles gethan, weil er mich liebt. Er wollte meinen Vater retten, meine theure Tante und mich. Darum hat er gegen Eure Gesetze gefehlt, und Ihr wollt ihn nun strafen. Thut es, wenn Ihr könnt; Gott, der die Tugend liebt, hat es mit Wohlgefallen gesehen; an seinem ewigen Throne werden wir Euch erwarten, dort wird noch einmal unser Urtheil gesprochen werden und auch das Eure.«

Es schien wohl, als ob einige der Richter ein Mitleid empfänden, nicht mit der kühnen Aristokratin, aber mit dem jungen Bürger. — »Dies Weib ist verführerisch in ihren Reden und verlockend durch ihre körperlichen Reize,« sagte Herault mit rauher Stimme. »Rede, Bürger Vincent, welche Mittel gebrauchte sie, um Dich von der Bahn der Pflicht und Ehre zu entfernen?«

»Meine Pflicht!« rief Vincent, »ich habe sie gethan, meine Ehre ist besser bewahrt als die Eure.

Ich habe gehandelt, wie ich mußte. Mein freier Wille bestimmte mich, kein Zwang, keine Täuschung! Verurtheilt mich, ich fürchte den Tod nicht, aber ich verachte die Tyrannei, die blutige Knechtschaft, welche Ihr über mein armes Vaterland gebracht habt; doch bald wird es erwachen, bald wird die Vernunft wieder in ihr Recht treten und dann werdet Ihr an diesem Platz stehen und mit Frohlocken wird man die Mörder und Henker zum Tode führen.«

Auf Billaud's Wink umringten die Gensdarmen den Angeklagten und brachten ihn zum Schweigen. — Wenige Augenblicke später erfolgte der Urtheilsspruch. — Melanie warf sich in Vincent's Arme und bedeckte ihn mit ihren Küssen. — »Mein edler, mein geliebter Freund,« rief sie, »fürchte nichts, ich bin bei Dir, und wenn Dein Haupt fällt, will ich lächeln, denn einen Augenblick später wird das meine bei Dir sein.«

Der Vicomte legte die Hände segnend auf die beiden. »Vincent,« sagte er, »jetzt liebe und achte ich Sie und es bedarf der Prüfung nicht mehr, Sie als Sohn willkommen zu heißen. — Ich erkläre Sie als Mitglied der Familie der Estampes, als Melaniens Gemahl. — Das Glück dieser Ehe wird einen Tag dauern, aber es wird eine Seligkeit in sich schließen, die ein langes Leben aufwiegt. Gehen wir aus dieser

blutigen Halle, man wird uns vergönnen, allein zu sein.«

Am nächsten Morgen war ein dichter Kreis von Menschen um den Eintrachtsplatz versammelt, in dessen Mitte das fürchterliche Gerüst stand. — Plötzlich erhob sich ein Geschrei, die Karren mit den Verurtheilten kamen, vom Pöbel umringt, der ihnen Hohn- und Schimpfreden nachschrie. — Auf dem vordersten saß ein junger, edelgebildeter Mann und ein weißgekleidetes schönes Mädchen. Beide sprachen freundlich und innig, sie warfen milde Blicke auf das lärmende Volk und lächelnde auf den blauen sonnenhellen Himmel. Plötzlich verfinsterte sich des Mannes Gesicht, doch gleich darauf ward es freundlich, wie zuvor. Er neigte sich über den Karren hinaus und rief mit seiner starken Stimme einem Andern zu, der im kurzen Mantel eingehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt an einem Pfeiler stand: »Bürger David,« rief er, »lebe wohl, ich verzeihe Dir, und Melanie —« das Übrige ging verloren. — Der Mann im Mantel stand ohne Bewegung. Gleich darauf stiegen die Verurtheilten die Treppe hinauf. Sie umarmten einander, sie küßten einander, sie deuteten in die ewige unermeßliche Ferne — eine Minute später, und sie waren nicht mehr. — David deckte die Falten der Toga über sein Gesicht

und ging. — Er ist alt geworden; Ruhm und Schicksale mancher Art haben ihn begleitet, bis er starb, aber finster ist sein Leben geblieben und einsam. Melanie und Vincent hat er nie vergessen können. —

Sylvia.



Mitten in einer stürmischen finstern Nacht näherte sich vor einigen Jahren ein leichter Reisewagen der Hauptstadt, und schon fuhr der Postillon zwischen den Landhäusern hin, die zerstreut den Weg einfaßten, als plötzlich die Pferde, durch irgend einen Gegenstand scheu gemacht, zur Seite sprangen, und ehe ihr schlaftrunkner Lenker sie meistern konnte, den Wagen an einen Baum warfen, von dem er abprallend mit zerbrochener Achse in den ziemlich tiefen Graben stürzte. — Der Diener des Reisenden ward vom Bock aufs Feld geschleudert, wo er ziemlich wohlbehalten aufsprang, der Postillon wälzte sich unter dem Sattelpferde, schreiend und fluchend raffte er sich auf, schob die Schuld auf die verdammten Mähren und warf einen Blick auf den umgestürzten Wagen, dessen Räder nach oben standen. »Du lieber Gott!« rief der Diener, der in der Finsterniß umhertappte, »was ist aus meinem jungen Herrn geworden!« Er rüttelte an der Wagenthür, deren Drücker sich verbogen hatte, und schrie dann kläglich: »Es rührt

sich nichts; er ist todt! er ist mausetodt!« — »Er wird doch nicht,« sagte der Postillon bedächtig. »Es war aber auch ein schmählicher Sturz, der ganze Wagen ist hin.«

»Was fangen wir an?« fuhr der Diener fort. »Licht her! Hülfe! Da ist ein Licht, dort in dem Hause. Lauf hin, schrei sie heraus!«

Der Postillon machte sich auf den Weg, aber Licht und Hülfe kamen schneller als er. Ein alter Herr in Schlafrock und Pantoffeln, eine große weiße Nachtmütze aufgestülpt, eine grüne Schirmlampe in der Hand, trat aus der Thür und fragte mit lauter Stimme, was es da gebe? Im nächsten Augenblick schrie er nach einer Laterne und ein Paar Namen von Dienstleuten hinterher, die er zur Hülfe beorderte, dann machte er sich selbst auf den Weg, stolperte aus dem Gitter hervor, das sein Haus umgab, schlug den Schlafrock um seine Lampe und erreichte glücklich damit den Schauplatz der Verwirrung.

»Das ist ein schweres Unglück,« sagte er, als er die Betarde erblickte, deren Verdeck eingebrochen, die Fenster in Stücken, die Koffer abgerissen umherlagen. »Hierher, werft den Wagen auf die Seite, daß man dazu kann. — Da liegt ein Mensch,« schrie er, und ließ einen Strahl seiner Lampe ins Innere fallen, »da liegen die Füße, der Kopf nach unten; die Kissen sind voll Blut, rasch, zieht ihn hervor!« Er machte

eine Bewegung, dem Verunglückten zu helfen, plötzlich fuhr ein Windstoß über die Straße und löschte die Lampe aus, aber der alte Herr warf sie ins Gras und ein Paar Minuten später hielt er den leblosen Körper in seinen Armen. Postillon und Bediente nahmen die Füße, so trugen sie ihn dem Hause zu.

An der Thür kam ein halb angekleidetes Dienstmädchen mit Licht, die laut aufschrie über den Leichenzug, und von der Treppe herab fragte eine feine Stimme, wer denn eigentlich verunglückt sei?

»Nur hier herein,« sagte der alte Herr und stieß die Thür eines Zimmers auf; »hier auf den Sopha mit ihm und Wasser herbei, die Kleider ab. Setz' deine Leuchte hin, Mädchen, und lauf' was Du kannst, schaff' einen Arzt.«

»Einen Doctor? Ja, wo sollen wir den finden, mitten in der Nacht.«

»Ih, ich weiß einen,« rief der Diener, »einen Verwandten meines jungen Herrn, der am Thore wohnt.« Er sprang auf und wollte hinaus; an der Thür aber ward er von einer jungen Dame aufgehalten, die durch den Spalt ins Zimmer sah. Sie war in einen weiten Nachtmantel gewickelt, aus dem sie jetzt den einen Arm im weißen Battistjäckchen hervorstreckte. »Eilen Sie schnell,« sagte sie, »aber wer ist der arme junge Mann?«

»Ach Gott! was wird sein Vater sagen,« erwiederte der Diener kläglich, »der arme unglückliche Vater, der so viel Geld und Gut hat und nur diesen einzigen Sohn.«

»Aber wer ist er denn? Wo wohnt er? Ist er hier aus der Stadt?«

»O freilich!« fuhr der Mensch fort.

Der alte Herr streckte den Kopf zur Thüre heraus. »Seid Ihr denn noch da,« schrie er, »habt Ihr keine größere Liebe für Euren Herrn im Leibe?!«

Der Diener eilte davon, die junge Dame aber trat rasch in das Gemach, wo viele Hände sich um den Verunglückten bemühten. Der alte Herr mit seinem scharfgeschnittenen Gesicht und weißem Haar beugte sich über ihn hin und löste Halstuch und Kragen, ein Mädchen hielt den Kopf, ein junger Bursche zerrte an den Stiefeln, eine vierte weibliche Person brachte Wasser, Schwamm und Licht, dessen Schein auf das bleiche und jugendliche Gesicht des Fremden fiel.

»Ich glaube,« sagte der alte Herr, indem er mit seinen Bemühungen einhielt, »unsere Mühe wird ganz vergebens sein, er hat den Hals gebrochen, daran ist nichts zu ändern. Nun, sterben müssen wir Alle, und eigentlich hat er das Ziel erreicht, so glücklich und leicht, daß Tausende ihn darum beneiden können. Aber es ist doch schade um das junge Leben,

das so elend umkommen muß, schade um den hübschen jungen Mann, der noch wohl viel davon erwartete.«

»Er blutet ja!« rief das Fräulein ängstlich »und seine Stirn ist grausam aufgeschwollen.«

»Ah, Sylvia!« sagte der alte Herr verwundert, indem er sich umwandte, »Du bist auch hier?«

»Ja, Onkel,« erwiederte sie lebhaft »und ich wollte wohl, daß ich etwas thun könnte, um zu helfen.« — Sie nahm bei diesen Worten den Schwamm aus der Hand des Mädchens und fuhr leise über die blutige Stirn und Wange des Verletzten, dann ein Leinentuch, das sie zusammenlegte und mit Wasser befeuchtete, nun rief sie nach einem andern, und bewickelte damit die Halsseite. Ihre kleinen warmen Hände drückten wohlthuend Augen und Schläfe des armen jungen Mannes, sie befeuchtete seine Stirn und Lippen mit einer starken Essenz, die der Onkel herbeibrachte, blies sanft und kühlend darüber hin, und war noch in voller Beschäftigung, immer neue Versuche zur Wiederbelebung zu machen, als der Diener mit dem Arzte erschien, der schweigend an das Lager trat, die geschäftige Pflegerin fast unsanft zur Seite schob, den Puls untersuchte, und dann den Befehl gab, daß Jeder das Zimmer auf der Stelle verlassen möge.

Es lag eine solche Bestimmtheit in seinem Wesen und seinen Worten, daß Alle gehorchten, obwohl die junge Dame einen Augenblick Lust zu haben schien, sich zu widersetzen. Ihr schönes und stolzes Gesicht hatte sich geröthet und ihre Augen musterten zornig den unfreundlichen Mann, der, ohne sie im mindesten zu beachten, sich schon wieder mit dem leblosen Körper beschäftigte und mit Hülfe des Burschen, dem er zu bleiben gebot, sich anschickte, eine Ader zu öffnen. — Der Onkel faßte ihre Hand und führte sie hinaus, an der Thür aber sah sie noch einmal zurück in das Gesicht des Doctors mit seinen harten, kalten Zügen, den großen starrblickenden Augen, die auf den Gegenstand seiner Sorgfalt geheftet waren, als wollten sie sich einsaugen, und es kam ihr vor, als lächelte er plötzlich boshaft oder spöttisch. Der schwarze Haarbüschel auf seiner Stirn fiel tief herab, die Augen leuchteten dämonisch daraus hervor, das ganze Gesicht schien wie krampfhaft zuckend. Sie schrie laut auf und blieb stehen. Der alte Herr aber führte sie die Treppe hinauf und sagte begütigend: »das scheint ein grober Patron zu sein. Ein Doctor am Krankenbett ist aber ein General auf dem Schlachtfelde, da heißt es kurzweg: gehorcht! und da wir nun einmal unser Haus zu einem Lazareth gemacht haben, so müssen wir es uns auch gefallen lassen,

ausgewiesen zu werden. Geh Du zu Bett, Sylvia, damit doch einer von uns eine gute Nacht hat! Menschenfreundlichkeit ist eine hübsche Sache an und für sich, wer sie aber üben soll, muß sich nichts aus Unruhe und Belästigungen und aus allerlei Ärger machen.«

»Ich hoffe nicht,« sagte die Nichte, »daß Du Deine großmüthige Hülfe bereuest.«

»Nein, nein,« versetzte der alte Herr, »geschehen ist geschehen, und seinem Mitmenschen muß und soll man in der Nacht beispringen, aber ich könnte nicht sagen, daß ich eben sehr böse gewesen wäre, wenn mein Haus etwas weiter rechts oder links lag.« Er ging mit großen Schritten auf und nieder, dann sagte er: »Nun, er ist guter Leute Kind. Wer in einem Reisewagen Extrapost fährt, muß Geld haben, meine Menschenfreundlichkeit wird mir also wenigstens keine Kosten verursachen, wie einmal in meiner Jugend, wo ich einen armen Teufel von Schuster aus dem Wasser zog, selbst todtkrank wurde, dafür aber sechs Verhöre bestand. Denn der Kerl hatte einen Betrug gemacht und zuletzt mußte ich an die sieben oder acht Thaler Gerichtsgebühren bezahlen. Nun, Sylvia, fort mit Dir!«

»Ich will nicht schlafen, Onkel,« sagte die junge Dame.

»Warum denn?« rief der alte Herr verwundert; »ich wollte, ich könnte an Deiner Stelle zu Bette gehen.«

»Wie könnte ich denn schlafen,« fuhr sie heftiger fort, »wenn unter mir ein Mensch im Sterben, ein Todter, oder ein schwer Leidender liegt.«

»Ach! wenn man jung ist,« sagte der Onkel, »was macht man sich doch für Hirngespinste, da hört man und sieht und empfindet man nicht allein durch Decke und Boden, sondern viele Meilen weit. Du kannst nichts helfen und nichts ändern mit Deinem empfindsamen Herzchen. Soll der Mensch leben, so wird er leben, muß er sterben, so wird der langbeinige Doctor ihn auch nicht wieder aufwecken. Sterben ist ein großes, allgemeines Gesetz. Es giebt ein Schicksal, dem niemand entlaufen kann, ob so, ob so; ob heut oder morgen, oder in fünfzig Jahren, im Grunde ist es alles einerlei, ich habe es schon vorhin gesagt. Denn das Leben ist über den Erdball verbreitet, über die ganze Welt, und hat sie gemacht. Ich glaube, es dunstet aus, verborgen und geheimnißvoll, es ist eine Masse, ein Meer, ein Lichtballen, es gießt seine zahllosen Ätherströme in die Myriaden Wesen allerlei Art, die ihren Antheil verbrauchen und dann in ihr Nichts zurücksinken. — Statt der alten entstehen neue, und so geht es fort bis ins Unendliche; das Gewesene ist gewesen, wer

fragt danach, wie es umgekommen? Die Eintagsfliege und der Mensch, es ist Alles dasselbe, nur in verschiedene Form gegossen. Ein Menschenleben ist unmerklich in dem Zifferblatt der Zeituhr, und was ist es zur Ewigkeit? Ein Hauch, ein Nichts. Man muß das Leben nützen, wie man kann, man muß es sich angenehm machen, man muß das Menschenglück erhaschen und erjagen, sonst kommt der Tod und reißt uns fort, wirft uns in sein finsteres Haus und lacht uns aus.«

Der alte Herr ging mit großen Schritten auf und ab, während er sprach, Sylvia hatte sich auf dem Divan niedergekauert, stützte den Kopf in die Hand, über welche ihre Flechten fielen, und hörte aufmerksam zu.

»Hast Du denn das Glück erjagt?« fragte sie.

»Soviel ich konnte, ja,« erwiederte er, indem er vor ihr still stand. »Wenn man jung ist, lebt man in den Tag hinein und sucht das Glück selten, wenn es nicht von selbst kommt. Und was nennen sie Glück, diese Menschen? Wie verschieden ist das! Geld und Gut, Ehre und Ruhm, Brod und Zufriedenheit, Arbeit und Sorgen, Elend selbst, das Alles ist Glück. Und was der Eine sehnsüchtig wünscht, das schüttelt der Andere wie eine schreckliche Last von sich, ermordet sich vielleicht darum. Ich habe auch in den

Tag hineingelebt, habe dann nach Glück gestrebt in meiner Weise, habe mich wenig daran gekehrt, was die Menschen sagten, und bin alt geworden ohne unglücklich zu sein. Ja, Sylvia, ohne Weib und Kind alt geworden, ohne Ehe, ohne einen Hofmeister im Unterrock.«

»Ohne Liebe? Onkel,« sagte sie.

»Liebe!« rief er, »was hat die Liebe mit der Ehe zu thun? Du närrisches Mädchen, soll Dir Dein alter Onkel mitten in der Nacht, mit weißem Haar und schlotternden Knien beichten, ob sein Herz auch einmal die allgemeine Narrenjacke angezogen und welche Sprünge es darin gemacht hat? Doch mag es sein,« fuhr er fort, »es ist eine hübsche Nacht dazu. Unter uns ein Sterbender, hier ein junges Kind mit süßen, vollen Lippen und schelmischen Augen, begierig auf Glück und Liebe. So höre denn, meine Sylvia, eine ganz gewöhnliche Geschichte, wie sie alle Tage in der Welt vorkommt, doch vergiß sie darum nicht. Ich liebte auch einmal ein Mädchen, hübsch und jung und nebenbei mit Geld und Gut bedacht. Ich war damals eben vierzig Jahre alt, Professor an der hohen Schule, und als ein gelehrter, weiser Mann bekannt.«

»Weiser!« sagte Sylvia lächelnd.

»Pest! ja, weiser,« rief der alte Mann. »Ich hatte immer eine Abneigung gegen die Ehe gehabt.

Es kam mir vor wie ein unleidlicher Zwang, wie eine von den zehntausend Dummheiten, mit denen sich die Menschen beknechtet haben. Aber was half das, ich steckte doch den Verlobungsring an den Finger und sollte ein Paar Wochen darauf in den Ehestandshimmel springen. Da dachte ich mir aber, wie mein junges Weib um mich herum rumoren und hantiren würde mit Besen und mit Bürsten; wie ich vierzig Jahre alt geworden sei, immer ruhig und vergnügt unter meinen Büchern, und ein Schauer trat mich an, wenn ich meine Braut von achtzehn Jahren so toll und wild lachen und springen sah. Es zuckte mir in allen Gliedern, es zuckte aber auch in meinem Herzen, es war ein Kampf, der mir sehr viele harte Stunden machte, ich glaube aber wahrhaftig, ich liebte sie noch mehr, wie meine Ruhe. Nun hatte ich auch manche Feinde und Neider, und darunter war Einer, ein verschmitzter, kühler Mensch, eine von den Naturen, die an der Mutterbrust schon berechnen, wie viel Milch drinnen ist, deren Herz eine Wiegeschale von Eisen und Marbelstein und ihr Kopf ein Waarenlager für zahllose Pläne, Geld und Gut zu gewinnen, koste es, was es wolle, durch List, Täuschung, Ränke, Alles einerlei. Der Mensch machte sich an mein Minchen, prahlte mit seinen Reichthümern, wußte Gift in ihr Ohr zu träufeln,

und am Hochzeitsmorgen, wo ich mit meinem Blumenstrauß an ihre Thür poche, in meinem neuen Rock mit großen Perlmutterknöpfen, der noch oben hängt, mit Unterkleidern von schwarzer Seide und Schnallenschuhen, war sie verschlossen.«

»Verschlossen?!« rief Sylvia. »Sie war todt?«

»Dummes Zeug!« sagte der alte Herr, »doch ja, todt für mich! In der Nacht war sie davongegangen mit dem elenden Kerl, über die Grenze, da hatten sie sich trauen lassen, und vier Wochen nachher kamen sie zurück, als Mann und Frau. Die Ältern weinten Freudenthränen, und ich, Sylvia, nun ich — ich wurde ausgelacht, wie es sich gebührte. Wohin ich ging und kam, wiesen sie mit Fingern auf mich. Das ist der Professor, dem die Braut davongelaufen, der alte Narr, warum war er nicht klüger!«

»Armer Onkel!« sagte Sylvia.

»Nein, nein!« rief der Onkel, indem er wieder stillstand und sein langes mageres Gesicht ein eigenthümliches Grinsen annahm, »sie hatten Recht, o! gewiß, sie hatten Recht, warum war der alte Narr nicht klüger. Siehst Du! Sylvia, fuhr er dann ruhiger fort, so bin ich der Ehe entgangen; pfui Teufel! ich hasse die Ehe, und es ist mir lieb, sehr lieb, daß es so gekommen ist. Vielmals habe ich meinem Schicksal gedankt dafür, ich bin überzeugt, es wäre

mir entsetzlich geworden, so recht von Herzensgrunde zuwider. Liebe! es mag drum sein, es regt sich in der Menschenbrust, in der kältesten, ein Funke, der göttlich sein kann, aber Ehe, das ist die allerschlechteste Erfindung, die je gemacht wurde, zwei Menschen zu Sklaven zu machen, das merke Dir, Sylvia.« — »Und ward sie denn glücklich?« fragte Sylvia leise.

»Was weiß ich's!« rief der alte Herr, »in meinem Leben habe ich mich nicht wieder darum gekümmert. O, warum sollte sie nicht glücklich geworden sein? Ein eitles Weib wird immer glücklich, so lange ihr falsches Herz Spielzeug genug findet. Sie ist früh gestorben, das ist Alles, was ich weiß.«

»Und Du?« sagte Sylvia.

»Ich? nun ich — Du willst lachen, Mädchen, über meine Bekenntnisse, so lache denn meinetwegen; aber siehst Du, ich kann sie immer nicht ganz und gar vergessen. Unten in meinem Schrank liegt der Verlobungsring noch, ich habe ihn oft tief fortgepackt und immer wieder hervorgeholt. Wenn ich ihn ansehe, fällt sie mir ein; dann tritt sie vor mich hin mit ihren leichten, kleinen Füßchen. Ich sehe das hübsche Gesicht, die braunen, hellen Locken, die muthwilligen Augen, ich sehe sie ganz und gar, Sylvia, wie sie war, als sie den verdammten Ring an meinen Finger steckte. Es liegt ein Zauber darin,

ein sonderbarer, unheimlicher Zauber, es ist freilich alles Narrheit und doch und doch —« er legte die greise, große Hand auf sein Herz und ging so weiter, bis er wieder fortfuhr: »Siehst Du, Sylvia, so ist sie mir immer jung und schön geblieben, aber um keinen Preis möchte ich sie haben, und hätte ich sie geheirathet, könnte ich sie kaum ärger hassen, wie jetzt.«

»Du liebst sie noch,« sagte Sylvia lachend.

»Keinen Menschen!« rief der alte Mann heftig, »das soll mir keiner nachsagen. Ich habe mich zurückgezogen, wie die Schnecke in ihr Haus, ich hasse das Gesindel eben nicht, dazu ist es zu schlecht; laß es leben und verderben neben mir, was kümmert es mich, das elende, jämmerliche Pack. Es ist einmal so und kann nicht dafür; ich sage aber, wie mein alter Freund Konradi, der Prediger, einst von der Kanzel zur größten Verwunderung seiner frommen Gemeinde sagte: Gott hat die Welt geschaffen und Menschen darin, aber sie sind auch darnach!« Dabei lachte er hell auf, schob die weiße Zipfelmütze von seiner kahlen Stirn tief ins Genick und streckte den Finger lang gegen Sylvia aus. »Du,« sagte er, »bist mir eigentlich auch recht zur Last hier. Wie deine Mutter starb, meine Schwester, die, wie alle Weiber, leichtsinnig war und einen Mann genommen hatte, der sie unglücklich machte, bis er dafür ins

Grab mußte, da hab' ich Dich zu mir geholt, weil's nicht anders ging, jetzt sind es acht Jahre. Du wirst es so machen, wie sie es gethan, die Jungen pfeifen, wie die Alten gesungen, das ist so eingerichtet, und Du siehst ganz danach aus, auch Dein vollgemessenes Theil von Eva's großer Erbschaft zu verlangen. Ich will aber nichts davon wissen,« rief er, »geh' Du Deinen Weg zum Glück oder Unglück, was schiert es mich. Das Leben liegt vor Dir, bette Dich darin, wie Du willst, weich oder hart, mich laß in Frieden. Es ist unausstehlich, daß man immer noch an andere Wesen denken soll und keine Ruhe davor hat.«

Plötzlich drehte er sich um, ging auf Sylvia zu und sagte hart: »Ich glaube, Mädchen, Du lachst mich aus?!«

»Ich lache nicht,« erwiederte sie, »aber horch!«

Von unten herauf schollen Stimmen, dann ein dumpfes Lachen. Eine Thür wurde zugemacht, Tritte auf dem Flur, dann eine Stimme, die ein barsches: »Gute Nacht!« rief; darauf ging Jemand aus dem Hause. »Das war der langbeinige Doctor,« sagte der alte Herr und lief ans Fenster, das er öffnete. »Was zum Henker! er läuft davon und läßt den Todten auf meinem Sopha liegen? Was habe ich mit eines fremden Menschen Leiche zu schaffen? Ich seh' es

kommen, sie muthen mir den ganzen Trauerzug zu, und als Zugabe das übliche Frühstück auf meine Kosten.«

Indeß ging die Thür auf und der schmutzige Junge trat herein.

»Nun, Friedrich?« rief Sylvia.

»Ist's vorbei?« sagte der Onkel.

»I Gott bewahre, er lebt ja,« rief der Junge. »Das Genick ist ganz, es ist blos erschüttert worden, wie der Doctor sagt. Die Knochen sind auch alle ganz, ein Paar sind nur verrenkt, und in drei bis vier Tagen wird er wieder aufstehen können.«

»Dem Himmel sei Dank!« rief Sylvia fröhlich und klaschte in die kleinen Hände.

Der alte Herr warf ihr einen finstern Blick zu. »Wo ist der Doctor hingegangen?«

»Nach Hause; morgen früh kommt er wieder.«

»Und was soll mit dem Erschütterten werden?«

»Der soll ruhig liegen bleiben,« sagte der Junge. »Der Doctor hat Ihr Bett genommen, hat es ihm untergepackt, und da liegt er nun.«

»Drei Tage?!« rief der alte Herr empört und schüttelte die geballten Fäuste.

»Höchstens vier,« sagte der Junge, dem die Wuth seines Herrn sehr viel Vergnügen machte.

»Und nun frage ich, ob noch ein Mensch auf

Erden lebt, dem Ärgeres begegnen konnte,« rief der Onkel mit unaussprechlicher Bitterkeit. »In meinem Zimmer, auf meinem Sopha, in meinem Bett, ich — ich, der ich mich so weit von aller Last, von aller Gemeinschaft mit der Welt zurückziehe. Ich will es aber nicht dulden,« schrie er, »er muß und soll mir aus dem Hause! Er ist hier aus der Stadt, er hat Ältern. Wer sind seine Ältern?«

»Er hat blos einen Vater,« sagte der Junge.

»Wer ist der Vater?«

»Der soll nichts wissen, bis er wieder gesund ist. Er hat den Doctor sehr gebeten und darum bleibt der Bediente auch hier.«

Der alte Herr lachte wie unsinnig auf. »Immer besser,« rief er; »damit der Herr Vater ja keine Last und keinen Kummer habe, bin ich gut genug.«

»Wie heißt der Vater?«

»Ich glaube Lobach oder Lorbach, es soll ein Banquier sein.«

Der alte Herr trat jäh einen Schritt zurück, dann ließ er den aufgehobenen Arm sinken, stampfte heftig mit dem Fuß auf und riß die Nachtmütze von seinem kahlen Haupte.

»Wenn Du den Verunglückten ausstoßen willst, so krank er ist,« sagte Sylvia, »so erlaube wenigstens, daß es mild und schonend geschieht. Wir

wollen seinen Diener rufen, ihm sagen, daß es unmöglich sei, ihn länger aufzunehmen, und morgen ganz früh den Vater benachrichtigen.«

»Den Vater? nein, auf keinen Fall,« schrie der Onkel heftig. »Soll mir der auch noch hierher kommen?!«

»Man kann ihn ja in einen großen Korb legen und forttragen,« sagte der Junge.

»Dummkopf!« rief der alte Herr, »hat nicht der Arzt gesagt, kein Glied sollte aus seiner Lage gebracht werden?«

Er lief mit großen Schritten auf und ab, dann stand er wieder still und sagte erschöpft: »So lasse ihn denn liegen und wache bei ihm; ich möchte aus der Haut fahren, aber was sein muß, muß sein. Das hat man vom Leben und von den Menschen, nichts als Last, nichts als Unruhe; aber sobald er kann, soll er fort; sehen will ich ihn auch nicht, kein Wort, keinen Dank, was heißt Dank bei diesen undankbaren Wesen? Und dieser da« — hier schwieg er still, dann schlug er sein helles, zorniges Lachen auf und rief: »der wird fortfahren, wo ein Anderer aufgehört hat. Die schadenfrohen Mächte sind immer geschäftig, Unheil anzuspinnen, schlage Du ein Kreuz, Sylvia, ehe Du einschläfst. Ich suche mir ein Lager. Gute Nacht!«

2.

Sylvia schlief nicht. Als der alte Onkel gegangen war, lachte sie leise vor sich hin und blieb auf dem Sopha sitzen, wo sie die Füße an sich zog, den Nachtmantel dicht um ihren Körper schlug und den Kopf in beide Hände verbarg. Unten gingen die Thüren zuweilen auf, dann richtete sie sich empor, bis Alles still war, und nun erlosch das kleine Licht, aber ihre Augen blieben wach und eine sonderbare Kette von Bildern und Gedanken tanzte und spann sich um sie aus in dem dunklen Zimmer. Da lag er vor ihr, der junge Unglückliche, und sein bleiches, edles Gesicht hob sich, wie aus Trauerflören, zu ihr auf, bis es ganz hell und glänzend war. Nun schaute er sie an 'mit seinen schönen klaren Augen, deren Blick in ihr Herz drang, daß es laut klopfte. Er streckte die Hände nach ihr aus und sie reichte sie ihm, da zog er sie fest an seine Brust; er trug sie fort wie in Sturmes Eile, sie jauchzte laut. Aber hinterher kam der alte Onkel, als hätte er Meilenstiefeln, immer näher und näher, in seiner Weise ganz entsetzlich lachend. Riesenhafte, dunkle Hände streckten sich von ihm aus, immer länger, immer grämlicher, immer entsetzlicher. Weiße Schatten flogen an sie hin und wollten sie aufhalten, aber

fester umschlang sie ihren Freund, da strauchelte er und konnte sich nicht halten, und fiel und rollte über einen jähen Abhang, und vergebens streckten sich ihre Arme aus, vergebens versuchte sie einen Schrei um Hülfe, mit sinnbetäubender Geschwindigkeit stürzte sie mit ihm in einen unermeßlichen Abgrund, aus dem ein dumpfes Wimmern und Ächzen aufquoll. Das erweckte sie. Sie richtete sich auf und glaubte noch fortzuträumen, und hörte zitternd den bangen Ton, der aus dem Boden emporstieg. In diesem Augenblick fiel es ihr erst ein, was wahr, was falsch sei. Leise öffnete sie die Thür, ganz leise stieg sie die Stufen hinunter; nun horchte sie an dem Zimmer des Kranken, dann schlüpfte sie hinein und setzte sich auf den Stuhl an sein Bett. Der Knabe, welcher Wächter sein sollte, lag fest eingeschlafen in einem Winkel, der Diener des Fremden war in der Nebenkammer geherbergt, Niemand kümmerte sich um den fieberkranken Mann, der leise stöhnend, Kopf und Arme von Binden umwunden, mit halbgeschlossenen Augen und heißen trockenen Lippen zu phantasiren schien. Sylvia sah ihn lange mitleidig an und suchte bei dem ungewissen Dämmerschein der verhängten Nachtlampe in seinen Zügen zu lesen. Dann ergriff sie seine Hand, die von der Decke seitwärts herabgesunken war, und brachte sie in ihre Lage. Bei aller

Behutsamkeit aber erwachte der Kranke und sagte mit sanfter Stimme: »Du thust mir weh, ich fühle einen stechenden Schmerz.«

»Was kann ich thun?« flüsterte sie und ließ ihn los.

»Mich dürstet sehr,« sagte er, »gieb mir zu trinken.«

Sie ergriff ein Glas, bereitete ein kühlendes Getränk und brachte es mit zaghafter Hand an seinen Mund. Er trank in langen, durstigen Zügen. »Habe Dank,« sagte er, als er zurücksank, »Du hast mir wohl gethan, ich will es nicht vergessen, Deine Hand lindert meinen Schmerz —« er murmelte Worte, die Sylvia nicht verstand, und schloß die Augen.

So saß sie denn lange Zeit noch und behütete ihn. Bald beugte sie sich zu ihm nieder, um auf seine unruhigen Athemzüge zu lauschen, bald sah sie ihn starr an mit ängstlichem Forschen und dann lächelte sie und schüttelte den Kopf. »Ich darf nicht länger bleiben,« murmelte sie endlich vor sich hin und stand auf. »Was ist es denn, das mich mit so lebhaftem Antheil an diesem Leidenden erfüllt? Morgen wird er wohler sein, am nächsten Tage wird er uns verlassen, seinen Dank sagen und uns vergessen. Vergessen?« sagte sie mit einem schnellen Blick auf den Schlafenden, »nein, das wird er nicht, das darf er

nicht, aber wiedersehen werden wir uns selten, oder nie. Wie thöricht ist doch dieser alte Mann,« fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie an ihren Onkel dachte, »er will die Welt ganz von sich stoßen und lebt doch in ihr, und die Welt ist so schön! Warum will er diesen jungen, reichen, edelgebildeten Fremden nicht sehen, warum nicht seinen Dank annehmen? Warum nicht seinen Vater empfangen, in wechselseitige Freundschaft treten und mich — mich beglücken,« sagte sie leise. »In seinen Augen schien ein rechter Haß zu liegen, er ballte die Hände, wie er seinen Namen hörte, o! er ist böse, sehr böse und menschenfeindlich, er könnte ihm in seinem Zorne ein Leid zufügen.«

Indem sie dies sagte, hörte sie ein Rauschen hinter der Wand. Sie erschrak heftig, erinnerte sich aber sogleich, daß eine schmale geheime Treppe von diesem Zimmer aus in das obere Stockwerk führe und daß es nur ihr Oheim sein könne, der da heruntertappe. Seltsame Gedanken stiegen in Sylvia auf. »Was wollte er hier, was konnte er wollen?« Sie fühlte plötzlich einen kühnen Muth in ihrem Herzen, nicht zu entfliehen; es war ihr, als müsse sie den Schlafenden schützen, und schnell schlüpfte sie hinter eine der schweren tief niederhängenden Gardinen, gerade als sich vor ihr die Tapetenthür öffnete

und der hagere, große Mann in seinem blumigen Schlafrocke, ein Nachtlicht in der Hand, ganz leise hereintrat. An der Thür stand er still, Alles sorgsam überblickend, dann ging er schneller auf das Bett zu.

Es war ein gar ängstlicher Anblick für Sylvia und ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie die Hand fest darauf preßte, um es nicht zu verrathen, als der alte Mann sich tief zu dem Schlafenden niederbeugte, in der einen Hand das aufflackernde Licht, mit der andern sich selbst stützend, und wie er, ohne sich zu bewegen, viele Minuten lang ihn ansah. Dann und wann nur nickte er langsam und die weiße Mütze machte schwankend die Bewegung immer heftiger, bis sie von seiner Stirn gleitend auf das Kissen fiel. Nun öffneten sich seine Lippen, aber Sylvia hörte keine Worte, dann that er das Licht von sich, setzte sich auf den Stuhl, verschränkte die Arme und das zitternde Mädchen konnte deutlich sehen, wie roth und böse sein Gesicht aussah, wie es sich unheimlich verzerrte und das weiße Haar auf seinem halbnackten Scheitel gespenstig aufstieg und zu leuchten schien. Er ballte seine großen Hände, seine langen Arme fuhren hin und her und zersägten die Luft, bis sie endlich müde niedersanken und eine Erschlaffung eintrat, in welcher er ganz still und regungslos saß.

Nach einer langen Weile erst stand er auf und ging zu dem großen alterthümlichen Schreibpult, in welchem er Kasten aufzog, verborgene Fächer öffnete, welche Sylvia nie gesehen hatte, zwischen Papieren und Documenten umhersuchte — zuletzt aber mit einer freudigen Bewegung etwas ergriff, das er hoch emporhielt und dann in seiner Hand verbarg. Das junge Mädchen erkannte, was es war, das Licht hatte darauf geblitzt, es war der Ring, von dem er ihr gesprochen, den er jetzt an seinen Finger steckte, welcher alt, morsch und vertrocknet, das späte Pfand seiner Liebe nicht festhalten wollte.

Ein grausamer Schmerz malte sich in dem Gesicht des Greises, als er die Hand aufhob und betrachtete. Er ließ seinen Kopf tief niedersinken, dann schüttelte er ihn langsam und murmelte Worte vor sich hin, die seine Seufzer unterbrachen. Langsamen Schrittes trat er dann wieder an das Bett, und plötzlich war die Rührung in seinen Zügen verschwunden, er richtete sich stolz in seiner ganzen Länge auf, so kräftig und gebietend, als sei seine Jugend wiedergekehrt.

»Junger Thor,« sagte er mit einer Stimme, die tief aus seiner Brust kam, leise und dumpf an den Wänden hinlief und sich in Silvia's Herzen verlor, »Du junger gedankenloser Thor, welche böse

Stunde, wo die finstern Geister Deines Schicksals Macht über Dich hatten, führte Dich in dies Haus zu mir, der ich Dich hasse, zu mir, der ich Dich verflucht habe, wie Du geboren wurdest, her zu mir, wo Du neuen Fluch aufwecken wirst? Ich sage Dir aber,« fuhr er dann drohend fort, »Du bist umsonst gekommen, was kümmert es mich, was kannst Du mir noch anhaben? Was geschehen wird, soll und wird geschehen, denn steht nicht geschrieben, an den Kindern soll es vergolten werden? Ich sehe Dich, wie das heiße Blut Dein Herz zerreißen will, denn Du bist jung und leichtsinnig, ich sehe Deine Augen voll Angst, Deine Stirn voll Gram, Deinen Sinn vergiftet von kämpfenden Leidenschaften, denn Du bist ein Kind der Welt und des Augenblicks, allen den unermeßlichen Qualen überliefert, die das traurige Gemisch von Böse und Gut in unbeständige Menschenbrust legt. Kind, Kind, ich sage Dir, der Zufall hat die Welt gebaut; schadenfroh, in zahllosen Gestalten, als Teufel und als Gott waltet er in seiner Schöpfung; er hat Dich nicht umsonst in dies Haus geführt, er wird mich rächen an Dir, ha Sylvia! —«

»Sylvia!« sagte der Kranke mit leiser Stimme.

»Rufst Du sie schon,« flüsterte der alte Mann mit seinem heiseren Lachen, »o, sorge nicht, sie wird

kommen. Die schöne Schlange wird sich um Dein Herz legen, sie wird Dein Blut aussaugen, so muß es geschehen. Wenn Du verzweifelst, Du närrischer junger Mensch, tanzt sie glückselig mit Blumen im Haar, voll Liebes- und Lebenslust, und wenn Du zum Todtensprung bereit bist, wird sie in eines andern Mannes Arm liegen, verzehrt von Wonne.«

»Vergieb, o! vergieb!« murmelte der Schlafende und streckte die Hand aus.

»Keine Vergebung!« rief der alte Mann, »Auge um Auge, Zahn um Zahn, so lautet der Spruch, und so wird er sich erfüllen. Ja,« sagte er, und beugte sich über den Kranken, »das sind ihre Züge, ich erkenne sie wieder, und hier ist der Ring, hüte Dich, Kind, hüte Dich vor seinen geheimnißvollen Kräften, ihr Gift wird Dich verzehren.« Er schüttelte drohend den Finger, da flog der Ring ab und kollerte klingend über den Boden hin zu Sylvia's Füßen hinter den Vorhang. Der alte Mann eilte ihm nach, plötzlich aber fuhr er zurück, der Vorhang wich, Sylvia's weiße Gestalt trat langsam daraus hervor in das Dämmerlicht.

»Wer bist Du?« schrie der Greis. »Schatten, Phantom, Gespenst! willst Du ihn beschützen?!« Und plötzlich faßte ihn ein Schauder an, er floh zu der Thür, durch welche er eingetreten war, er sah

sich nicht um. Sylvia schlüpfte aus dem Gemach, der Knabe wachte auf, der Diener eilte herbei und unterstützte seinen Herrn, der sich aufgerichtet hatte. »Was war das?« sagte er, »wer saß an meinem Bett und schützte mich vor der schrecklichen Gestalt?« Der Diener sah den Knaben an und schüttelte den Kopf; sie legten die Kissen und sprachen leise von dem Lärm, den sie gehört, furchtsam schauten sie umher, und schliefen wieder ein.

3.

Am nächsten Morgen kam der Doctor und fand seinen verunglückten Verwandten nicht ganz nach Wunsch. Er machte ein finstres Gesicht, prüfte von Neuem die Verletzungen, untersuchte die Geschwulst, verordnete und setzte sich dann neben das Bett, indem er dem Kranken die größte Ruhe empfahl.

»Hast Du meinen Vater schon gesehen, Rudolf?« fragte der junge Mann.

»Gesehen und gesprochen,« erwiederte der Arzt, »er ahnt nichts, er schwimmt in Speculationen, die so glückliche Resultate weissagen, daß er gesprächig und lustig ist.«

Der Kranke lächelte. »Ich kann es denken,« sagte er vor sich hin

»Gestern war ich bei Seefelds,« fuhr Rudolf fort, »wir tanzten nach dem Essen, Constanze war bezaubernd, Du wurdest sehr vermißt.«

»Fragte sie nach mir?«

»Ich verbiete Dir alle Aufregungen,« versetzte der Doctor und drückte ihn in die Kissen zurück, indem ein zuckendes Lächeln seine Lippen verzog. »Ihr feines Gesichtchen wurde roth, wie sie Deinen Namen nannte, das kann Dich befriedigen; bei den Mädchen ist das Blut verrätherisch, wie das Herz. Ich sah sie an und sie wandte sich ab, vermuthlich um mir die schöne Taille zu zeigen, das neue Brüssler Kleid, den Goldblumenbesatz, und was weiß ich noch weiter. Ich genoß was zu genießen war; sie ist reizend, bezaubernd, vollendet, das wissen wir Alle und Du auch.«

Der Kranke schwieg ein Weilchen, dann sagte er: »Wie lange soll ich hier liegen?«

»Drei Tage.«

»Drei Ewigkeiten!«

»Danke Deinem Glück,« erwiederte der Arzt, »daß die eine Dich an ihrem Thore für diesmal noch abwies.«

»Bei wem bin ich hier?«

»Bei einem alten wunderlichen Kauz, einer Art Hexenmeister, der eine liebliche Sylphe gefangen hält.«

»Sonderbar,« sagte der Kranke.« »Ich glaube, daß ich beide sah.«

»Gestern, als sie Dich in diese Hexenküche schleppten,« rief Rudolf »ja. Ich fand sie beide an Deinem Lager geschäftig und bereit in ihrem Diensteifer Dich zu erwürgen. Der alte Professor Helmstädt hat früher Chemie und Naturwissenschaften eifrig getrieben und gelehrt, dem Stein der Weisen nachgespürt und was sonst die Welt im Innersten zusammenhält, und ist darüber fast ein Narr geworden. Was die Sylphe betrifft, so ist sie, wie die Welt sagt, seine Nichte, andere meinen seine Tochter oder sonst ein Wesen erzeugt durch den Umgang mit Elementargeistern, um Mitternacht durch Zaubersprüche heraufbeschworen.«

Der Kranke sah seinen Freund mißbilligend an. »Wie heißt sie?« fragte er. »Heißt sie nicht Sylvia?«

»Ah!« rief der Doctor, »die kleine Zauberin hat sich also schon in Deine Träume und Phantasien geschlichen. Nimm Dich in Acht, Victor, das ist gefährlicher als Du meinst. Wir müssen diesen Geist bannen.«

»Dadurch am besten,« sagte der Sohn des Banquiers, »daß ich so schnell als möglich dies Haus verlasse. Wie viel Ungemach bereite ich diesen guten Leuten und durch welchen Dank kann ich die Schuld abtragen?«

»Dank wollen sie nicht,« versetzte der Arzt spöttisch; »deswegen also keine Sorge. Ehe ich in Dein Zimmer trat, stieg ich die Treppe hinauf, öffnete eine Thür und stand plötzlich vor dem alten Herrn und dessen Zögling. Er sah sonderbar aus in seinem Schlafrock von Damast, dessen Gewebe mit Ranken und Zeichen, wie mit kabbalistischen Charakteren durchzogen war, dazu hatte er ein brennend rothes Tuch um den langen Hals geschlungen und einen schneeweißen Turban auf sein silbernes Haar gesetzt. In der Ecke des Sophas saß die Sylphide, halb liegend, ihre Flechten aufgelöst, schwarz und glänzend wie Ebenholz, den zarten Körper in ein Mäntelchen gehüllt und offenbar im magnetischen Schlaf, den ihr der Alte beigebracht hatte, denn sie rührte sich nicht, und doch waren ihre großen Augen offen und fest auf mich gerichtet.«

»Höre auf mit Deinen Possen,« rief Victor lächelnd.

»Possen!« fuhr sein Freund fort, »ich versichere Dich, daß ein Schauer mich überkam und mein Wort stockte, was sonst nicht leicht geschieht. Ich fing an, Dich zu entschuldigen, zu danken und Erklärungen zu geben, die er aufmerksam anhörte, aber, wie es schien, kein Wort davon verstand, denn plötzlich wies er nach der Thür und schrie: Lassen Sie mich in

Ruhe, wenigstens hier oben. Heilen Sie ihn, morden Sie ihn, begraben Sie ihn, es ist mir Alles einerlei, ich will nichts damit zu schaffen haben.«

»Nehmen Sie wenigstens unsern Dank,« sagte ich, »aber er ließ mich nicht ausreden. Alles, was Sie sagen können und wollen,« rief er, »weiß ich und will es nicht hören. Meine Stunden sind gezählt, ich habe keine Zeit für den Schnickschnack von Worten. Guten Morgen, Herr! den einzigen Gefallen thun Sie mir und belästigen Sie mich nicht weiter. Damit kehrte er sich um, die Sylphide sah mich grimmig an, ich machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging lachend zur Thür hinaus.«

»Und bei diesen Leuten, die so widerwillig Gastfreundschaft üben, willst Du mich lassen?« sagte Victor nach einer kurzen Pause. »Ich muß fort, schaffe die Mittel, laß mich bringen wohin Du willst.«

»Nicht von der Stelle,« rief der Arzt. »Du bleibst, weil Du mußt. An den Zorn des alten Sonderlings kehren wir uns nicht, je toller er sich geberdet, um so größer seine Strafe; was aber das liebliche, schmollende Kind betrifft, so ist es viel zu interessant, um seine Nähe so leichtsinnig zu verlassen.«

Diese letzten Worte erregten sonderbare Gedanken bei dem Leidenden. Er warf einen Blick auf

seinen Vetter, der rasch über diesen hinglitt und doch von einer Reihe von Combinationen begleitet wurde. Ein Unwille erfüllte geheim sein Herz, eine Unruhe und Schattenbilder schwankender Gestalten, die sich noch lange nicht auflösen wollten, als der Arzt gegangen war. Müde sank er endlich in die Kissen zurück, schlief lange und fest, und wie er die Augen wieder erhob, war das Zimmer voll Sonnenschein und Wiederglanz der klaren Himmelsbläue draußen, das Rebengelände an den Fenstern neigte und beugte sich sanft und streute flüchtige Schatten, aber mitten in diesem Lichtgefunkel, ganz überflossen davon, saß ein schönes stilles Mädchen, den Kopf auf ihre Hand gestützt, diese von dem dunklen Gewebe ihrer Locken umrankt, und die großen Augen mit dem Ausdruck theilnehmenden Kummers auf ihn gerichtet.

Einen Augenblick war er im Anschauen verloren, halb träumend, dann immer bewußter sah er sie an. »Sylvia!« sagte er unwillkürlich laut und ängstlich fast, daß er doch noch träumen möge. Sie beugte sich und lächelte, faßte seine Hand, die er gegen sie erheben wollte, und sagte sanft: »Sie dürfen sich nicht bewegen. Dem Himmel Dank, daß Sie sich kräftiger fühlen. Das war eine böse, böse Nacht, daran werden Sie denken, so alt Sie werden, und ich auch.«

»Sie auch!« wiederholte er.

»Ich freilich,« erwiederte sie erröthend. »Ich wollte eben einschlafen, da hörte ich durch das Brausen des Windes Menschengeschrei und Hülferuf. Ich sprang auf, im Hause war es laut, Licht und Geweine. Da wurden Sie eben hereingetragen, bleich, blutig, ein Todter. Ihr Haar hing wild über den Nacken, der Kopf leblos und entstellt nieder, die Augen geschlossen, ach! es war sehr traurig und entsetzlich.«

»Und doch war ich nicht so sehr eine Leiche,« sagte er bewegt, um nicht eine Klagstimme zu hören, eine Thräne zu fühlen, die heiß auf mein Gesicht fiel, eine sanfte Hand zu empfinden, die Hand des Barmherzigen, die meine Wunde wusch. Ich strengte mich an zu sehen, aber meine Augen waren trübe und schwer, und doch schwebte eine lichte Gestalt vor mir auf und ab, ich hörte wie aus ungeheurer Ferne einen Namen, den ich nie vergessen werde, ein anderes Auge, ein inneres schickte mir sein Licht und nun weiß ich nicht, war es Traum, war es Wachen, Phantom oder Wirklichkeit, aber die ganze Nacht über ging es und kam und behütete meinen Schlaf, linderte meinen Schmerz, schützte mich vor bösen Gespenstern, nein, nein! meine edle Freundin — gestatten Sie mir diesen Namen — ich habe eine schöne,

eine unvergeßliche Nacht verlebt, deren Andenken viel Böses vergessen läßt.«

»Eine Nacht voll Fieber,« sagte sie lächelnd. »Sie werden nicht wieder so träumen.«

»Gewiß nicht,« erwiederte Victor, »ich werde Ihr Haus noch heut verlassen.«

»Sie werden bleiben,« rief Sylvia fast befehlend, »bis Sie geheilt sind. Ich weiß Alles,« sagte sie dann, »ich sprach mit Ihrem Arzt, als er von Ihnen ging, dann mit meinem Oheim, er bittet Sie durch mich, Ihre Heilung abzuwarten. Und darum kam ich hieher,« fuhr sie mit einer lebhafteren Regung fort, »mein Oheim will keinen Dank, aber ich, und der soll sein, daß Sie hier friedlich wohnen bis Sie — von uns scheiden können.«

»Und die Belästigungen, welche ich Ihnen bereite?«

»Ich habe Alles eingerichtet, wie es sein soll,« fuhr sie fröhlich fort. »Hier ist ein Tischchen gedeckt mit Allerlei, was Ihnen wohl thut und was ich liefern kann. Der Doctor hat den Küchenzettel gut geheißen, nun speisen Sie, dann schlafen Sie, dann lasse ich mich melden und plaudre mit Ihnen, oder wenn Sie es lieben, lese ich Ihnen etwas vor. So wird der Abend kommen und morgen werden Sie aufstehen können. Das Wetter ist herrlich; unser

Garten hat eine Terrasse nach dem Felde hinaus, wir können weit hinblicken über die Wiesen und Wälder, und nun, mein Herr, keine Ausflüchte, sondern Gehorsam, strengen Gehorsam Ihrem Arzte, der bin ich.«

Sie hob drohend und lächelnd den Finger und schlüpfte hinaus, während der Athem der Gesundheit die kranken Glieder des jungen Mannes zu durchdringen schien. Er hatte sich ganz aufgerichtet, so leicht und wohl war ihm, er hätte ihr nacheilen, ihr seinen Dank sagen, weiter und immer weiter ihre Worte anhören mögen, und er seufzte, daß sie so schnell gegangen war. Zum ersten Male hatte er sie gesehen und doch war sie ihm ein bekanntes, befreundetes Wesen. »Ja, es giebt Menschen auf Erden,« rief er, »die wunderbar unser Herz rühren, die mit einem Blick, mit einem Wort unsere Brust öffnen, aus denen der Quell des Vertrauens, der Neigung ihnen entgegenströmt, während Andere, Blutsfreunde, Väter und Mütter und was die Natur mit uns verband, uns ewig fremd und fern blieben.« Seine Stirn wurde düster, er zog sie in Falten zusammen, die der Geschwulst Schmerzen machten und seufzte dann, weil er an seinen Vater dachte, an Hoffnungen, an Plane, an das Leben, das plötzlich vor ihm seine Thore öffnete und einen raschen tiefen Blick

in die Ferne thun ließ, der sein Blut aufregte. »Was ist das?« murmelte er vor sich hin, »welche Thorheit?! Was reißt mich denn fort, welche Kuckuks-eier brütet mein Gehirn aus! Was hat sich denn in meinem Denken und Wollen verrückt, daß es ein ganz Anderes zu sein scheint? Vor wenigen Stunden noch war all' mein Sinnen, alle meine Erwartungen von Leben und Zukunft ganz anders geordnet, und Alles so klar und sicher, so fest und unwandelbar, als könne und dürfe sich nichts daran verschieben. Und nun — und nun —« fuhr er sinnend fort. »O! mein Vater hat Recht: die Grundsätze, das überlegene, kluge Thun, das macht den Mann. Wehe dem, der dem heißen Blute gehorcht, er ist ein Narr, seine Welt Schaum, sein Leben Täuschung!«

4.

Am nächsten Tage hatte sich Victor wirklich so weit erholt, daß er aufstehen und am Nachmittage von seinem Diener in den Garten geführt werden konnte. Es war im Spätsommer, wo auf der norddeutschen Ebene die Luft sich durch Wind und Trockenheit von den Dünsten reinigt und ein durchsichtig klarer, fast italienisch warmer Himmel, gewöhnlich tief-

blau, oft Wochen lang über Wald und Felder hängt. Der Garten des Landhauses, das dem Professor gehörte, war ziemlich groß und parkartig eingerichtet. An der einen Seite bewegten hundertjährige Silberpappeln ihre glänzenden Blätter, Pinien und prächtige Buchen faßten einen Weg ein, der tief herabführte, die andere Hälfte war voll Obstbäume der edelsten Art, deren gelbliches, sonnenbestrahltes Laub eine Fülle von Früchten verbarg und vorschimmern ließ. Hohe Gehege und Laubengänge von Wein sperrten dem Nachbar die Einsicht von der Mittagsseite. Ein gewürziger Duft zog unter den Bäumen hin, und längs des Hauses liefen schöne große Blumenbeete in zierlicher Ordnung mit Taxushecken eingefaßt, mit Georginen reich besetzt, ein Gewimmel glänzender Farben, jener zarten Schmetterlinge der Pflanzenwelt, die nach kurzem wonnigen Leben die Flügel sinken lassen und sterben.

Mit langsamen Schritten, auf seinen Stock gestützt, ging der junge Mann zwischen den Bäumen hin und hörte den Worten des Dieners zu, der ihn zu unterhalten strebte, indem er ihm erzählte, daß der alte Herr diese Blumen selbst pflanze, diese Bäume selbst verschneide und vom frühen Morgen an hier umherhantire, wobei nicht selten Alles, was Hände habe, helfen müsse, auch das schöne Fräulein, die mit

den kleinen weißen Fingern Bast herbeibringe, die Flüchtlinge an den schirmenden Stützen befestige und hier sogar ein Beet habe, das ihr ganz allein gehöre.

»Aber das Beet ist fast leer,« sagte Victor, indem er dem Fingerzeig des Dieners folgte.

Der Mensch lächelte pfiffig und sagte dann: »Wo sollten denn alle die schönen Blumensträuße und Töpfe herkommen, die Fenster und Tische bei uns einnehmen? Das liebe Fräulein hat sie hier abgeschnitten und das Zimmer damit ausgeschmückt. Ich mußte sie aufstellen, während Sie schliefen, und heut wieder, denn sie meinte, ein Kranker müsse Blumen um sich haben, an den schönen Farben richte sich sein Gemüth auf, und der Geruch stärke die Lebenskräfte.«

»O, Sylvia!« sagte Victor leise.

»Es ist ein sonderbarer Name,« meinte Franz lachend, und schüttelte den Kopf, »ich hätte niemals geglaubt, daß ein vernünftiger Mensch so heißen könnte, aber ich weiß eigentlich auch nicht, wie sie anders heißen sollte, so freundlich, so gütig und so schön wie sie ist. Es würde keiner passen.«

Was der Mensch in seiner Weise sagte, drang tief in Victor's Gemüth. Er hätte auch keinen passendern Namen für sie gewußt, keinen schönern als den zarten, den sie trug, dessen Klang in seiner Brust einen Zauber erregte, als sei es eine Beschwörungs=

formel, die Geister wecke, welche nicht wieder gebunden werden konnten, hätte er Salomonis Siegel besessen. Gestern hatte er mit allem Muthe um seine Empfindungen Schranken gezogen, die er Grundsätze nannte, und ach! wie bald waren diese niedergerissen. Die Stunden waren ihm vergangen wie Minuten, Sylvia's süßes Geplauder dünkte ihm erfüllt von den erhabensten, schönsten Gedanken, ihr Schweigen aber entzückte ihn noch mehr. Es entzückte ihn Alles, ihr Blick, ihr Lächeln, die Einfalt ihrer Worte, das Natürliche ihres Wesens, ihr Vertrauen, ihre Freude und ihr Ernst, der zuweilen plötzlich hervortrat. War sie gegangen, dann erwachte er und dachte nach und schalt sich über seine geringe Stärke, kam sie wieder, dann brach, was er sich aufgebaut, ein einzig Wort, und jetzt sah er suchend, bittend, unmuthig umher, sie war nicht da und doch hatte sie versprochen bei ihm zu sein. Er wollte sie überraschen, seine Seele spiegelte sich in ihrer Freude, wenn sie ihn hier fände; sehnsüchtig Glück von Herz zu Herz, das ist die Liebe.

Plötzlich hörte er Stimmen in einer Laube, die Bohnen und Winden mit zahllosen Blüthen dicht umrankten. Sein Schritt wurde schneller, sein Körper richtete sich auf, er ließ den Diener los, die Röthe der Erwartung trat in seine Fibern. Da stand er dem Eingang gegenüber, sah hinein, trat zurück, zog

den Hut und setzte seinen Weg langsam fort. Es war der Professor und ein alter Herr, die saßen beisammen da drinnen, als er sie aber flüchtig angesehen und sie ihn, kehrten sie ihm den Rücken zu. Victor konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, die alten Herren sahen gar sehr sonderbar aus, der Professor zumal, der einen großen Rock von grünem verschossenen Perkan angezogen, dazu trug er gelbe, enge Unterkleider und Schuhe, in denen seine mächtigen Füße steckten, welche er über's Kreuz gelegt hatte. Auf dem Tisch lag ein Strohhut mit unmäßigen Krämpen, er selbst saß mit seinem kahlen Haupt; dicht daneben aber schwänzelte die Perücke seines alten Freundes, welche auf einen Spazierstock gepflanzt war, der im weichen Boden feststeckte, und so dünn und lang und knochig der Professor war, so dick und gepolstert und klein sah sein Freund aus. Schwarz war er von Kopf zu Fuß, aber den Stock hatte er abgelegt und an eine der Latten in der Laube aufgehängt; vor den Herren stand eine Kaffeemaschine und gefüllte Tassen mit dem schönen starken Getränk; daneben ein alterthümliches Kästchen mit Taback, und in den Händen hielten sie die langen, feinen, weißen Thonpfeifen mit farbigen Spitzen, deren blauringelnde mächtige Wolken die wichtigen und tiefsinnigen Gedanken anzeigten, von deren Verfolg sie aufgestört waren.

»Siehst Du nun noch nicht ein,« sagte der Professor nach einer langen Pause, »was die sogenannte Menschlichkeit, das Mitgefühl, die Großmuth für Dummheiten sind, deren Folgen auf den zurückfallen, welcher Narr genug ist, sie zu üben? Selbst hier sind wir nicht sicher vor der Strafe. Hier hinkt der Kerl herein, starrt uns an, lacht uns aus, und hat morgen nichts Eiligeres zu thun, als seinen ganzen Kreis mit Lügen und Verläumdungen zu unterhalten, ihr Gelächter, ihren Witz und Spott aufzuregen, das ist sein Dank für unsere Mühen und Entbehrungen.«

»Und deswegen,« sagte der kleine dicke Herr, indem er Stahl und Stein vom Kaffeebrette nahm und Feuer schlug, »deswegen kannst Du noch zornig werden? Wer wird sich über etwas ärgern, das dem Menschenvolk so nöthig ist, wie Luft und Brot. Verläumdung, Lüge, nichtswürdige Schlechtigkeit, darin besteht ja ihr ganzes Wesen, so im Kleinen wie im Großen, im Einzelnen wie im Ganzen. Wie könnte denn das Getriebe sonst dahin kommen, wo es ist? Ist es denn jemals anders gewesen? Sie haben sich geplagt und geschunden, gezwickt und gezwackt, belogen, betrogen, geknechtet, gemordet, so lange sie da sind. Das ist ihre innerste Natur, wer kann also von dem Gesindel Besseres erwarten? Laß ihn gehen und gaffen, laß ihn lachen und verhöhnen, er thut

seine Schuldigkeit, er lobt seinen Schöpfer, der ihn nicht besser gemacht hat. Dieser ringelnde Ameisenhaufen mit seinen bestialischen Neigungen, mit seiner blinden Wuth und Gier nach Genuß und Besitz mit allen seinen niederträchtigen Eigenschaften und Launen, mit seinen lächerlichen Überhebungen von Hochmuth und Dünkel, seiner ekelhaften Demuth, seinen Thorheiten, die er Leidenschaften nennt, ist er denn nicht so tief verächtlich, daß man sich nicht ärgern kann.«

»Wahr, wahr!« rief der alte Mann mit leuchtenden Blicken, »es ist ein miserables Machwerk, nothdürftig zusammengeflickt aus Koth und Staub, dann hinausgeworfen um selig zu werden, und das Hohngelächter der Hölle als Mitgift auf den langen Weg.«

»Darum, Du weiser Mann,« sagte der kleine Herr, »bemitleide sie, vergieb ihnen, was sie thun, und laß sie ihres Weges wandeln.«

»Der Reise ohne Ende,« sprach der Professor vor sich hin, »des blutigen Kampfes ohne Rast und Ziel, oder meinst Du — glaubst Du — daß es einst mit ihnen besser werden könnte?«

»Ich glaube nichts,« erwiederte der Andere gleichmüthig und stopfte seine Pfeife nach. »Weißt Du was der Narr fand, der das heilige Bild in Sais aufdeckte, als er nach der höchsten Wahrheit suchte?

Er fand eben nichts, da stürzte er vor Schreck todt zu Boden.«

Der Professor senkte sein Haupt tief auf die Brust. »Ich könnte Dir erzählen,« sagte er leise, »was mir in letzter Nacht begegnet ist, wo ich tief aufgeregt über dem Sohn des Weibes stand, das mich um mein Leben betrogen hat.«

»Alter Freund,« sagte sein Gefährte, »Du warst der Betrüger an Dir selbst, nicht sie, zu dieser Einsicht hättest Du kommen sollen. Welche Mährchen regen sich denn in Deinem Hirn?«

Der alte Mann seufzte; er sah in die Glut der versinkenden Sonne und legte die Hand auf seine kahle Stirn.

»Wie kann so viel Empfindelei und heißes Blut in einer versinkenden Hülle wohnen,« fuhr der Andere fort. »Rufe Phantome auf und sie verfolgen Dich; sei Herr und Meister Deiner selbst, dann bist Du frei. Dich beschäftigt nun das sogenannte Schicksal, das über die beiden jungen Personen hängt, Deine Phantasie brütet, Du verlangst vom Zufall Rache.«

»Nein, nein! ich verlange nur Ruhe. Mag er kommen oder gehen, mag er das Mädchen lieben und täuschen oder sie ihn, es ist mir Alles Einerlei.«

»Du machst Deine Experimente, wie einst mit

Säuren und Alkalien, so jetzt mit der Vorsehung,« erwiederte der kleine Herr lächelnd. »Du willst den Niederschlag beobachten und die Auflösung eines dunkeln Problems darin finden. O, Du armer Freund! auf welchen kleinen Gewinn setzest Du Deine Seele! Gieb wohl Acht, daß Du nicht verlierst, denn wenn Du gewinnen solltest, könnte leicht Dein Herz daran brechen.«

Sie schwiegen eine Weile still und schauten in die werdende Nacht. Der Himmel hing licht und funkelnd in seinem jungen Sternenkleide hoch oben, leise Lüfte rauschten in den Bäumen, die Blüthen nickten schlaftrunken, und weiche Schleier hüllten alle Fernen ein. Die beiden Greise wurden aus ihren sinnenden Betrachtungen durch laute Stimmen aufgeweckt, welche von der Terrasse am Ende des Gartens kamen. Der Wind trug die Töne her, Sylvia's Lust und Lachen und die frohen Worte ihres jungen Freundes.

»Sie lachen,« rief der Professor zornig, »und wie bald werden ihre Augen weinen, wie bald wird Schmerz und Noth sie finden und dann werden sie schreien, daß sie grenzenlos elend sind. O! armseliges Menschenkind, heut ein Gott und morgen mitten in der Hölle, jetzt beglückt bis zur Unsterblichkeit und in der nächsten Minute ein welkes Blatt, losgerissen

vom Stamme und im Wirbelwinde der Zeit verweht. Elendes, verkümmertes Wesen, ein Hauch, ein Nichts, ein Ungefähr! Was ist der ganze Bettel deines Daseins werth? Laß uns gehen, mich verdrießt diese Lustigkeit, sie ist sinnlos wie Alles auf Erden.«

Der alte Herr war aufgestanden und folgte ihm. Sie traten beide hinaus, da nahm er die Spitze seiner Pfeife und zeigte in das Sternengewölbe. »Wo wäre es denn besser?« sagte er, »was weißt Du davon? Hast Du einen Begriff von der Unendlichkeit, von dem, was sie Welt nennen? Kümmert Dich das, was dort vorgeht im Sirius, ob diese Sterne Irrwische sind, oder Sonnen genannt werden? O! Du Thor, grolle gegen Deinen Gott mehr noch, wie gegen seine Welt, aus der Du nicht herauskannst, ein unfreies, unedles Geschöpf. Laß das Gewürm glücklich sein den kurzen Tag über, sie sind bestimmt in Liebe und Hunger ihr Elend zu vergessen, danke Deinem Schicksal, daß Du das nicht nöthig hast, darum gönne ihnen den bunten Schimmer ihrer Hoffnungen. Sie lachen da oben, sie schwören sich wohl ewige Liebe und Treue; o, Ewigkeit! was bist Du in der Menschen Mund, o! ewiges, weltschaffendes, welterhaltendes Wesen, brauchtest Du ein Bild, um Deinen Spott mit Dir selbst zu treiben?!«

Die beiden Alten gingen langsam dem Hause zu,

das Lachen der fröhlichen Sylvia schallte ihnen nach. Sie saßen auf der Bank schon seit Stunden unter dem grünen Laubdache und hatten unaufhörlich zu erzählen und zu fragen. Victor hielt Sylvia's Hand in der seinen und las in ihren klaren Augen, worin der Sternenschimmer sich spiegelte. »So wendet sich doch alles Unheil in Freude,« sagte er. »Würde ich je hier sitzen, je dies Glück empfinden können, wenn mein Wagen nicht von irgend einem wohlthätigen Schutzgeist an den Baum geschleudert wurde.«

»War es ein Schutzgeist?« fragte sie.

»Es war die Mutter alles Glücks auf Erden,« rief er, »sie, der man die schönsten Feste feiert.« Er zog ihre Hand an seine Lippen und sagte leise: »Sylvia, es war Gott selbst, der mich herführte.«

»Ich glaube es,« erwiederte sie.

»Und wenn es so ist, warum sprechen wir es nicht aus? Es drängt mich, Sylvia, doch was bedarf es denn der Worte. Was ich empfinde, seit ich Sie sah, seit jener Nacht, seit jenem Augenblicke, es ist, wie mich dünkt, wie eine Schrift mir aufgedrückt, die alle Menschen lesen können.«

»Ich habe es auch gelesen,« sagte sie, »und Antwort gegeben.«

»O, Sylvia,« rief er entzückt, »meine geliebte, theure Sylvia!«

Sie beugte sich zu ihm und prüfte schalkhaft lächelnd sein Gesicht. Plötzlich schlang sie beide Arme fest um ihn, ein Kuß brannte auf seinen Lippen, dann war sie aufgesprungen, drückte die Hände auf seine Schultern und hielt ihn zurück. »Ich wußte es wohl,« flüsterte sie, »so würde es kommen, so mußte es kommen, ich hörte diese Worte nicht zum ersten Male, aber zwischen uns liegt eine finstere Kluft.«

»Ich schwöre es!« sagte er feierlich.

»Keinen Schwur,« rief Sylvia und zog seine Hand nieder. »Wenn es sein soll, werden wir uns finden, ein Schwur ist eine Kette, die drückt und hemmt, Niemand soll sich verschwören. Sie lieben mich, Victor, Sie sagen es und ich glaube es gern; nun gilt es aber gegen das Leben zu kämpfen, und was darin nicht paßt, zu ändern. Ihr Vater —«

»Mein Vater!« sagte er und plötzlich kühlte sich seine Begeisterung ab, er wurde verlegen. »Wer sprach Ihnen von meinem Vater?«

»O! ich weiß manches,« erwiederte sie, »das wird schwer werden, und den rechten Willen erfordern, solchen starren Sinn zu bekehren.«

»Sehr schwer,« murmelte er vor sich hin.

»Und dennoch wird es geschehen,« sagte Sylvia. »Gewiß, gewiß, ich glaube es fest und bestimmt und will nicht davon lassen; wenn's aber doch sein sollte«

— sie neigte sich zu ihm nieder und sagte leise: »das Lieben kann uns kein Mensch nehmen und geben, das wächst wie ein Zauberbaum tief im Herzen, da will ich es immer pflegen und behüten, das gelobe ich.«

»Du schönes, unschuldiges Kind!« rief Victor tief bewegt; »mögen die Menschen thun, was ihnen gefällt, hier vor Gott, vor seinen Sternen, vor Nacht und Himmel gelobe ich Dir, daß nichts uns trennen soll.«

»Still, still!« sagte sie und deckte die Hand auf seine Lippen; »nun kein Wort mehr, heut nicht und morgen nicht, wir haben beide genug gesagt. Ist es Wahrheit, wird es sich erfüllen, ist es Täuschung, wird es untergehen. Es nebelt, Victor; der Rauch steigt von den Wiesen, die alten Silberbäume nicken uns gespenstisch mit den Köpfen, Nacht und Sterne träufeln ein geheimes Gift herab.«

»Nacht und Sterne,« flüsterte er bittend, »sind die verschwiegenen Freunde der Liebenden.«

»Der Arzt befiehlt,« rief Sylvia, »und der Kranke gehorcht. Nur im Licht des Tages gedeiht das Gute.« So führte sie ihn dem Hause zu.

5.

Als Victor am Morgen erwachte, fiel sein erster Blick auf seinen Verwandten, der nachdenkend an sei-

nem Bett saß und ihn betrachtete. Er hatte die Arme gekreuzt, sein blasses, ernstes Gesicht bewegte sich nicht, die Augen standen still auf einen Punkt gerichtet, aber seine Lippen zuckten und flüsterten leise Worte. Er war ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, und erst als Victor eine Bewegung machte, bemerkte er es und reichte ihm die Hand. »Du bist nun erlöst,« sagte er, »Dein Vater ist vorbereitet, er erwartet Dich.«

»Du hast ihm Alles erzählt,« rief der Kranke vorwurfsvoll.

»Alles, auch daß Du gesund bist.«

»Daran thatst Du Unrecht,« sagte Victor, »ich bin noch nicht hergestellt.«

Ein eigenthümliches Lächeln glitt durch die Züge des jungen Arztes. »Ich wollte,« erwiederte er, »Du hättest mir das früher erklärt, es wäre mir recht gewesen, den alten Zaubermeister hier noch länger zu plagen. Jetzt ist es zu spät; draußen am Gitter hält Deines Vaters Wagen, zieh' Dich an und steige ein.«

Die unmuthige Überraschung, welche Victor empfand, ließ sich nicht verkennen, der Arzt beobachtete ihn scharf, indem er auf und abging, und erwartete eine Antwort, die nicht erfolgte.

»Du kannst denken,« sagte er endlich, »wie besorgt er war und dann erfreut, als ich ihm betheuert, daß nach ein Paar Ruhetagen keine Spur Dei=

nes Unfalls zurückbleiben werde. Er schrieb sogleich ein Billet an Constanzens Vater, zu dessen Überbringer er mich machte, um Erklärungen zu geben, und davon komme ich so nun eben zu Dir. Schreck und Freude, Rührung und Dankgebete für Dein Wohl, Alles kam zu gleicher Zeit. Constanze selber wurde gerufen, ich hatte das Glück, sie im Morgenkleide zu sehen; aber immer gleich liebenswürdig, gleich bezaubernd. Nachthandschuh auf den zarten Fingerchen, die Röckchen mit Kanten, die aufgerollten Löckchen unter dem Pariser Morgenhäubchen, die reizende, stolze Figur, auch ohne Schnürbrust mit den Fingern zu umspannen, ein Engelsköpfchen, dessen blaue Augen sich mit Thränen füllten, zwei große Thränen um Dich, Du Unmensch, Du Barbar, der Du zögern kannst, zu ihren Füßen zu stürzen und Du — er lachte plötzlich laut auf — was zum Henker! wie siehst Du denn aus?«

»Ich glaube, daß ich sehr unwohl, daß ich recht krank bin.«

»Possen! Franz, hilf Deinem Herrn in die Kleider, dann schreib' ein Billet an die edlen Besitzer dieser Einsiedelei, lege ein Paar Louisd'or für die Dienerschaft dazu, und mach' daß Du fortkommst, auf Nimmerwiedersehen.«

»Keineswegs,« rief Victor heftig, »das wäre ge-

gen Gewissen und Recht. Ich ehre diesen alten Mann trotz seiner Wunderlichkeit und — er stockte — geh, Franz, frage, ob ich die Ehre haben kann, der Familie selbst meinen Dank für alle erwiesene Güte zu sagen.«

»Ah so!« rief der Arzt spöttisch, »immer ritterlich gehandelt, aber Du wirst sehen, hier scheitert alle Courtoisie.«

Der Diener kam mit verlegener Miene wieder.

»Tausend Louisd'or gegen einen, ich habe Recht. Sprich!«

»Der Herr Professor,« sagte Franz etwas kleinlaut, »schrie, er brauche keinen Dank und wünsche glückliche Reise.«

»Und Syl — und das Fräulein?« fragte Victor erröthend.

»Sie sagte, Worte sind Wind, und lachte dazu, dann wünschte sie Ihnen wohl zu leben und meinte, wir möchten nicht noch einmal umwerfen.«

Victor sah ihn starr an, das hatte er nicht erwartet, dann zitterte er vor Ärger gegen den Vetter, der ihn unbarmherzig verhöhnte. Er widersprach jedoch nicht, ließ zusammenpacken, beschenkte reichlich das Hausgesinde und folgte nach dem Wagen. Sein Herz schlug heftig, als er sich zurückwandte. Er meinte, Sylvia müsse am Fenster stehen, ein verstoh-

len tröstendes Zeichen geben, aber nichts war zu sehen, und mit einer Verwünschung auf den lästigen Verwandten, der ihn vorwärts schob, dann Abschied nahm und seinen eigenen Weg fortsetzte, fühlte er die Räder fortrollen und seine bisherige Welt vor seinen Blicken versinken. Denn mit jedem Schritte näherte er sich nun seinem Vater, näherte er sich Verhältnissen, die immer klarer und bestimmter aus den Schatten traten, welche bis jetzt sie, mehr oder minder, umhüllt hatten. Gestalten traten vor ihn hin, Gedanken brachen ungestüm hervor, die sich nicht abweisen ließen. Um dies zu wagen, war er nicht leichtsinnig genug, um sie zu bekämpfen, fehlte ihm der Muth. Vergebens flüsterte eine Stimme, daß Zeit gewonnen, Alles gewonnen sei, daß Verstellung zu den Cardinaltugenden des Menschen gehöre, daß Sylvia — da sah er den strengen, kalten, klugen Weltmann, seinen Vater, und jetzt hielt der Wagen vor dem Hause, Victor sah hinauf, da stand der Banquier leibhaftig am Fenster, lächelnd, grüßend, ihn mit einem Blicke messend, der eiskalt durch sein Blut rann. So schnell er es vermochte, stieg er die Treppe hinauf; er stand still und schöpfte Athem; zögernd ging er durch den Saal und legte die Hand auf den Drücker der Thür, als diese plötzlich geöffnet wurde und sein

Vater mit freudiger Bewegung ihm die geöffneten Arme entgegenbreitete.

»Mein Victor,« sagte er, und seine Stimme hatte einen Anflug von Rührung, »Du böser Mensch, was hast Du mir gethan? Mein Sohn, mein liebes, gutes Kind!«

»Mein geliebter Vater!« rief der Sohn, bewegt über diese Herzlichkeit, die er nie gekannt.

»Setze Dich hier auf das Sopha,« sagte der Banquier und zog ihn nieder, dann betrachtete er ihn aufmerksam. »Deine Stirn wird eine Narbe behalten,« fuhr er fort; »aber entrissen, nicht wiedergesehn? Nein, so schlecht fallen meine Würfel nicht. Hätte ich deswegen mich geplagt, gestrebt, gewagt, um meinen einzigen Sohn zu begraben? Das sind trübselige Gedanken, Victor. Ein Mensch, der zweifeln kann, daß seine Combinationen gelingen, wird leicht verlieren. Auch der Zufall hat Furcht vor der Überzeugung, das ist mein Wahlspruch gewesen, darauf hab' ich gebaut und mich nie getäuscht. Du konntest nicht verloren gehen und da stehst Du kaum geritzt von einem Unfall, der Andern das Leben gekostet hätte.«

»Vielleicht stände es schlimm,« erwiederte Victor, »wenn ich nicht schnelle hülfreiche Pflege gefunden.«

»Bei dem alten Helmstädt,« rief der Banquier. »Ist er noch so närrisch, so toll und widerlich?

»Du kennst ihn?« fragte der Sohn.

»Ich kenne ihn.« Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Er wußte doch, wer Du warst?«

»Gewiß.«

»Ich hätte ihn sehen mögen,« fuhr der alte Herr fort und strich mit der Hand über seine Stirn, um ein Lächeln zu verbergen.

»Du könntest ihm einen Besuch machen.«

Herr Lorbach lachte. »Ich weiß,« sagte er, »daß er Dich nicht sehen, nichts von Deinem Dank hören wollte, um wie viel weniger von dem meinen. Nein, mein Sohn, jeder Narr muß seine Kappe tragen und wehe dem, der sie ihm zurecht rücken oder gar abnehmen will. Wir sind ihm Dank schuldig, vielleicht kann man später etwas thun. Vermögen hat er wenig, seine Pension verthut er in allerlei Kram von Büchern, Pflanzen, Almosen; es wird nichts übrig bleiben als eine Nichte, die Du wohl auch gesehen haben wirst.«

Er sah seinen Sohn an, den der Blick verlegen machte, indem er bejahend den Kopf neigte.

»Nun gut, übertragen wir die Dankbarkeit auf sie. Ein junges Geschöpf, allein in der Welt und arm, bedarf der Hülfe, um ihr Lebensglück zu grün-

den. Du kannst einmal ihre Ausstattung auf Dich nehmen.«

Ein lebendiger Strahl blitzte in Victor auf. »Das ist meine Absicht,« sagte er.

»Wohl,« erwiederte der Banquier, »und ich nehme es auf mich, ihr den Mann zuzuführen.« Er sprach das Ich mit Nachdruck, dann zog er die goldne Dose, sog den Duft des Tabaks und fuhr gleichgültig fort: »Du mußt Dich nun erholen, Victor. Rudolf sagte mir, die ersten acht Tage dürftest Du weder arbeiten, noch in Gesellschaft erscheinen. Wenn Du mein Compagnon wärst, würde ich ärgerlich sein über die erste Bedingung; da Du Gutsbesitzer bist, geht es mich weniger an. Was das zweite betrifft, so mögen Andere sich erzürnen, oder Du selbst um das, was Du dadurch verlierst, obgleich Du sagen kannst, ein Glück, daß die Zeit der Gesellschaft noch nicht gekommen.«

»Du weißt,« erwiederte der Sohn, »daß ich gern allein bin.«

»Nichts ohne Ausnahme,« rief Herr Lorbach; »ich weiß auch, daß Du die Gesellschaft gewisser Personen gern aufsuchst.«

»Lieber Vater,« sagte Victor bittend.

»Lieber Sohn,« lachte der Banquier, »Du hast vollkommen Recht, es thut mir wirklich Leid, daß ich heut Abend nicht Deine Unterhaltung beleben und Dich

froh machen kann. Constanze ist mit ihren Ältern aber zum Thee bei ihrer Großtante. Sie würde lieber hier sein, das mein' ich auch, aber eine achtzigjährige Dame, die einige hunderttausend Thaler hinterläßt, darf von ihrer Universalerbin nicht vernachlässigt werden. Darum Geduld, es helfen keine Seufzer, wenn's Herz auch bricht, Du wirst Dich und sie zu trösten wissen. Ein Mann muß warten und schweigen können, bis der rechte Augenblick gekommen; Du glaubst nicht, was mir das schon genützt hat, selbst damals — er hielt inne und warf einen langen Blick auf seinen Sohn. Nun geh auf Dein Zimmer, sagte er, ruh' Du aus, ich werde für Dich arbeiten.«

Er entließ seinen Sohn mit väterlicher Güte und sah noch lange ihm nach, als die Thür sich hinter Victor geschlossen hatte. Der kluge, scharfblickende Mann versenkte sich in Berechnungen, die dann und wann ein spöttisches Lächeln auf seine Lippen brachten, endlich stand er auf, blickte umher auf die prächtig geschmückten Wände mit ihren Goldrahmen, auf den Luxus des Reichthums, dann auf sich selbst, als wolle er Alles abwägen und vergleichen, bis er im Tone der Überzeugung ausrief: »Es ist unmöglich, ein solcher Narr kann er doch nicht sein!«

Nach einem Weilchen, während er auf und ab ging, klopfte es an die Thür und der Arzt trat her-

ein. Sie hatte ich erwartet, lieber Cousin, sagte der Banquier, indem er ihm die Hand reichte, »Victor sieht sehr angegriffen aus.«

»Er hat viel Blut verloren,« erwiederte der Arzt.

»Und doch vielleicht nicht genug,« fügte Herr Lorbach zu.

Der Doctor lachte. »Ich finde ihn aufgeregt,« fuhr der Banquier fort, »wechselnd in seinen Empfindungen, unruhig, kränker als ich dachte, ich wollte, er wäre nicht in jenes Haus gebracht worden.«

»Er hatte dort die beste Ruhe und Pflege.«

»Ich höre, man hat für ihn gesorgt, die Leute haben sich sehr bemüht, der alte Narr freilich blieb, wie er von je an war, aber die Andere, das junge Mädchen, sie ist hübsch?«

»Passabel,« sagte Rudolf und nahm eine Prise aus der Dose seines Verwandten.

»Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich das je gut machen soll,« rief Herr Lorbach, »und doch habe ich meine Gründe, mir auf keinen Fall etwas schenken zu lassen. Was meinen Sie?«

»O! nichts,« erwiederte der Doctor, »ich wüßte wirklich nichts, es wäre fortgeworfen. Der Alte ist im Stande und wirft den nächsten Dankbaren zum Tempel hinaus, und die hübsche Nichte ist ein eben

so seltenes Exemplar in ihrer Art. Sie kennt weder die Welt, noch deren Spiel und Spaß.«

»Sie kennen sie also genauer?« rief der alte Herr schelmisch drohend.

»Ein Arzt hat die beste Gelegenheit, und wenn ich kam, war sie da mit dem Kranken beschäftigt, seine Pflegerin, seine Vorleserin, seine Führerin. Es ist ein verständiges Kind, mit warmem Herzen und lebhafter Einbildungskraft.«

»Um so besser,« sagte der Banquier. »Ein edles Herz und ein kluger Kopf, das sind vereint seltene Eigenschaften. Ein Weib, so ausgestattet, muß glücklich werden und glücklich machen.«

»Ohne Zweifel,« versetzte der Arzt, der in den Augen des Banquiers zu lesen suchte.

»Ihr Urtheil befestigt meine Entschlüsse,« fuhr Herr Lorbach fort. »Victor ist mein einziger Sohn, wer ihm Gutes erzeigt, thut es mir, und was könnte mir zuviel sein, um das liebe Kind zu belohnen.«

»Wie soll ich das verstehen?« sagte Rudolf erstaunt, »glauben Sie, daß Victor, — wollten Sie —«

»Daß Victor vielleicht ohne diese edle Hülfe erlegen wäre, ja das glaube ich, und ich will mich dankbar erzeigen. Helmstädt ist ein alter Verschwender, wenn er stirbt, ist das Kind verlassen, aber es

soll ihr an einem Freund nicht fehlen, der väterlich für sie sorgt.«

»Ah so!« sagte der Arzt. »O! Sie edler Mann.«

»Das ist Pflicht, Vetter, nichts als Pflicht. Wozu mehren sich die Güter des Reichen, wenn er nicht, wo es an der Zeit ist, auch geben will? Ah, verstehen Sie mich recht. Gold, hat irgend ein großer Mann gesagt, ist ein Ungeheuer, es demoralisirt die Menschen, wer es hat, muß es streng in seinem Gefängniß halten, und hundertmal den Schlüssel probiren, ehe er ihn einmal umdreht.«

»Wie Sie doch die Sittensprüche aller großen Männer kennen,« sagte Rudolf.

»Ich bin durch die Schule der Erfahrungen gegangen,« erwiederte der alte Herr lächelnd, »ich kenne die Menschen und ihre Schwächen; aber das liebe Mädchen, Sylvia heißt sie ja wohl? diese Sylvia soll sich nicht beklagen, auch der Mann nicht, der sie heimführt, das schwöre ich Ihnen. Nun, überlassen wir das der Zeit, Vetter,« fuhr er dann fort; »die Zeit, das ist das Kostbarste im Menschenleben und ich, ich bin ein alter Mann. Darum guten Tag, lieber Freund, Sie besuchen uns doch heut Abend und gehen Sie zu Victor, sprechen Sie mit ihm, verjagen Sie die Melancholie, Sie wissen, ein Bräutigam kann Alles sein, nur nicht melancholisch stumm, wenn

Schönheit und Jugend begehrende Blicke auf ihn wer-
fen. Adieu!«

Wie der Arzt hinaus war, lachte der Banquier leise vor sich hin und rieb sich nach seiner Gewohnheit die Hände und dann die Stirn. »Wer führe nicht gern in einer eigenen Equipage,« sagte er, »wer wohnte nicht mit Vergnügen im ersten Stockwerk, Vorzimmer, Salon, Tapeten, Gesellschaft?! Armer Vetter, wenn der Ehrgeiz nicht wäre und die Eitelkeit! Er hat eine finstere Stirn zuweilen, ein blasses Gesicht; er denkt, wie es anders sein könnte. Er hat etwas von mir, mehr wie Victor. Wohlan, mein Freund, sorge dafür, wie du sie glatt machst.«

6.

Eine ganze Woche ging vorüber und Victor war noch immer krank, wenigstens trug er den Arm in der Binde und ein schwarzes Seidentuch um die Stirn. Sein Vater behauptete lachend, er thue es meist, um sich interessant zu machen, nebenher aber auch aus Bequemlichkeit, um Besuch zu empfangen, statt sich zu bemühen. Der Gäste kamen auch allerdings viele. Die Tröstungen nahmen kein Ende und da der Mensch in Geselligkeit meist sein Leid vergißt, so geschah es auch, daß Victor zuweilen die alte Heiterkeit wiederfand und namentlich da, wo er am meisten sich be-

wahren sollte, den schönen Augen der reichen Erbin gegenüber, welche sein Vater ihm bestimmt hatte. Zuweilen freilich versank er in ein plötzliches Schweigen, er sah sie sinnend an, er überlegte, rechnete, überhörte Fragen und ermunterte sich dann wieder zur allgemeinen Belustigung eben so plötzlich. Sein Vater forderte scherzend Verzeihung für seinen Sohn, dessen Kopf ein wenig gelitten habe, und wandte sich darauf im Gehen zu der schönen jungen Dame, die er flüsternd bat, doch so, daß es Alle hören konnten, sie möge sich der Mühe unterziehen, ihn zurecht zu setzen. Constanze erröthete, Victor nicht minder, Alle lachten, sie wußten, woran sie waren; der alte Herr aber warf mitten in seiner Freundlichkeit seinem Sohn einen Blick zu, der diesen blitzartig berührte. Es war, als spaltete er ihm die Brust, und darinnen lagen seine geheimsten Gedanken, wie Alles, was er gethan, offen ausgebreitet, und der alte Herr lächelte boshaft und machte einen langen Strich mit dem Finger durch die Luft, als striche er eine schlechte Rechnung aus.

Einige Tage später hatte Victor eine Unterredung mit ihm. Es war im Halbdunkel, als er von seinem Zimmer kam. Eben öffnete der Banquier unten seine Thür und trat mit dem Hut auf dem Kopf heraus.

»Sieh da, Victor,« sagte er. »Du willst ausgehen?«

»Eine Promenade machen.«

»In der Abendluft,« erwiederte der Vater. »Wird es nicht schaden?«

»Ich denke nein; ich fühle mich kräftiger.«

»Nun, man sagt mir, daß Du schon öfter abendliche Spaziergänge gemacht,« fuhr Herr Lorbach fort, »darum glaube ich, daß der Schaden nicht groß sein kann. Aber hüte Dich, Victor, die Nacht ist die wahre Mutter aller Thorheiten, sie erhitzt das Blut; doch Du hast einen Mantel umgethan. Apropos! ich fahre ins Casino, dann zu Seebachs, komm nach, ich werde Dich anmelden.«

Victor murmelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang.

»Gut, gut,« sagte der Banquier, »ich werde ihr sagen, daß Du Mondscheinspaziergänge machst, wie ein Verliebter, das wirkt bei dem Mädchen, das ist poetisch, deutet auf Sentimentalität, auf Sehnsucht, Du wirst um so freundlicher empfangen werden. Ja, was ich Dir sagen wollte, fügte er hinzu, als sie unten am wartenden Wagen standen, der alte Narr, der Helmstädt, hat mir richtig mein Danksagungsschreiben unerbrochen wiedergeschickt, aber Rudolf ist einige Male dort gewesen. Das ist ein närrischer Junge,

was der will, will er. Er hat sich nicht abweisen lassen, ein Paar Dutzend Grobheiten und Dummheiten in die Tasche gesteckt, zuletzt aber doch gesagt, was er wollte, und den Patron durch Eingehen auf seinen Unsinn so mild gestimmt, daß er Kaffee mit ihm getrunken und mit der Nichte weitergeschwärmt hat, als er mit dem Onkel fertig war.

»Nun, Adieu, und bleib nicht zu lange.«

Aller Schmerz und die Angst der Liebe waren in Victor aufgewacht. Was wußte sein Vater? Was hatte Rudolf gethan, was hatten beide für geheime Plane? Er dachte mit solcher Innigkeit an Sylvia, mit so heißer Leidenschaft trat das Bild des Mädchens in sein Herz, daß in dem einen Gedanken an sie sich aller Widerstand auflöste. Er mußte sie sehen, was sich auch entgegensetzte, er wollte sie befreien, entführen, wenn es sein mußte, mit ihr entfliehen. Tausend wüste Plane kreuzten sich in seinem erhitzten Gehirn, bis die Länge des Weges und die Kühle des Abends sein Blut sänftigte und die Stacheln des Zweifels und der Eifersucht ihn zum Nachdenken brachten.

Er war mehrmals am Hause gewesen und abgewiesen worden, er war vorübergeritten und gegangen und hatte sie nie erblickt; er hatte versucht ihr einen Brief durch den Knaben übergeben zu lassen, aber eine Antwort war nicht erfolgt. Am Tage darauf sah

er den Professor am Fenster, als er vorüber ging, der erwiederte seinen Gruß nicht, er grinste ihn boshaft an, wie ein Teufel, und kehrte ihm den Rücken. Victor zürnte Sylvia und in diesem Zorn wuchs sein Verlangen um so glühend sehnsuchtsvoller auf. Er erinnerte sich ihrer traulichen Liebesworte, ihre helle Stimme klang in seinen Ohren, ihr Bild schwebte vor ihm durch die duftigen Schleier des Abends, ihre Augen strahlten ihn an, diese edlen, reinen, glänzenden Augen, die aus den Himmelssternen ihn anblickten. »Sie liebt mich!« rief er laut, »sie hat es gesagt, sie wird mich ewig lieben. Sie glaubt an mich ohne Wort und Schrift, die That will sie, ich fürchte nichts.« Da fiel ihm Rudolf ein und er verstummte. »Er ist schlau,« murmelte er vor sich hin, »kalt, klug, berechnend. Er weiß die Kunst, die Menschen zu bethören, hat er doch den alten starrsinnigen Mann bezwungen, warum nicht auch ein junges unschuldiges Herz? Wenn er das umstrickte, wenn er das verlockte, gewönne, mir entrisse — beim Himmel! er sollte es büßen müssen, aber ach! was will ich denn, wenn er die Liebe aus ihrer Brust risse und sich hineinpflanzte, was dann?!« Er stand vor dem Hause still, es war finster überall, nur unten in dem Zimmer des Professors dämmerte ein schwaches Licht. Victor überlegte ein Weilchen, dann schlug er einen Seitenweg ein, der zwischen ei=

ner Häuserreihe auf das Feld hinausführte. Wie er dort war, bog er ab, übersprang einen Graben, eilte quer über Wiesenstriche und Gemarkung und befand sich nun bald unter den Gartenzäunen, wo er an der hohen Terrasse leicht den erkannte, welcher den Grundbesitz des Professors einhegte. Er stand und horchte. Alles war Ruhe umher, schweigsam, feierlicher Frieden in Blatt und Halm; Alles im Gleichgewicht, kein Athemzug der Natur, die ihre Kräfte und Geschöpfe zum Kampf antreibt. An die Mauer gelehnt, sah der junge Mann über die stille, sanftbeglänzte Fläche, und kühl drang es durch die Augen in sein Herz, das sich sanften Empfindungen öffnete. Eine Stimme flüsterte ihm ernst und mahnend zu: Bedenke wohl, was du thust! Welcher Leichtsinn, welcher Sinnenrausch treibt dich hieher durch die Nacht! Ist das dein Platz? Sind das die Steine, aus denen der Vernünftige sein Haus baut? Die Gestalt seines Vaters schritt durch die Wiesennebel, die schöne, reiche Erbin streckte die Hand nach ihm aus; dann hörte er die scharfe, spöttische Stimme des alten Herrn, der seine Thorheit brandmarkte, der ihn von sich trieb, ihn von der Schwelle stieß, aus seinem Herzen fluchend verbannte, und in der Ferne wuchs der alte Professor riesenhaft in die Wolken, Sylvia trug er auf seinen Armen, ein Hohngelächter schallte ihm nach. Da richtete er

sich auf, ja, das Lachen währte fort, aber süß und leise durchschauerte es ihn, Sylvia war es, er hörte ihre Stimme, eine andere antwortende, die er kannte, und vergessen war, was ihn bedrückte. Er kletterte behend an der hohen Wand empor, im nächsten Augenblick stand er lauschend unter den Fliederbüschen, den Athem angehalten, die Augen auf den Weg gerichtet, wo Sylvia und Rudolf sich langsam näherten.

»Sie wollen mir nicht glauben, Sylvia,« sagte der Arzt, »und doch droht uns armen Sterblichen von unseren Empfindungen die meiste Noth, wenn diese wild und ohne Banden die Schranken nicht erkennen wollen, welche ihnen gesetzt sind.«

»Wer setzt die Schranken?« sagte sie.

»Die Vernunft,« erwiederte er. »Die Gefühle reißen uns in eine Welt voll Unwahrheit, voll Nebel und listiger Täuschungen, sie bezaubern uns mit ihren Träumen von Glück und Hoffnungen und wir verlieren die Welt, wie sie ist, mit ihren Satzungen und Gebräuchen, mit ihren unzerbrechlichen Banden, die Jahrtausende aufgebaut haben.«

»Mit ihren Narrheiten und miserablen Vorurtheilen,« rief sie lachend.

»Nennen sie nicht Alles so, was uns mißfällt,« versetzte Rudolf. »Kein Mensch, wie groß und gewaltig er sein mag, darf sich darüber erheben.«

»Ich thu's,« sagte sie, »und Sie thun es auch, jeder in seiner Weise. O! mein kluger Herr,« fuhr sie lustig fort, »glauben Sie denn, daß ich blind sei? Sie sind zu uns gekommen, wie ein Koch mit tausend Recepten in der Tasche und haben glücklich probirt, was zu unserm Tisch paßt. Meinem Oheim haben Sie den Menschenhaß aufgeschüttelt, das war das rechte Essen. Sie öffneten ihm eine reiche Vorraths-kammer, heimlich lachend, daß er so wenig begehrte, und mir – «

»Nun, Ihnen?«

»Mir setzten Sie ein kleines Näpfchen kalter Vernunft vor, um meine verirrten, heißen Empfin-dungen abzuleiten.«

»Sie sind ungerecht, Sylvia,« erwiederte er. »Ich kam als Arzt und als Freund voll lebendiger Theilnahme. Ihr Oheim hat so unrecht nicht, die Menschen sind ein wirrer, toller Knäuel von Gebre-chen und Lastern, die man hassen und verachten kann, nur darf man nicht vergessen, daß man selbst zu ihnen gehört, daß man einmal lebt, daß dies Erdenleben zu benutzen uns Pflicht ist. Vergißt man das, so wird man toll, wie die Andern; man wird der Narr seiner Träume, man erhebt sich nicht über den gemeinen Haufen, denn statt sich zu veredeln, verdirbt man. Zu Ihnen aber, Sylvia, kam ich als Freund, ja viel-

leicht,« fuhr er leiser fort, »kam ich nur Ihretwegen, vielleicht haben Sie Recht, daß ich Täuschung anwandte, um den Weg zu Ihnen von den Drachen frei zu machen, die ihn versperrten.«

»Sie kluger Freund,« rief Sylvia, indem sie an dem Busche still stand, hinter welchem sich Victor verbarg. »Sie verachten die Thorheiten der Menschen, aber Sie benutzen sie, — ich, nun ich bitte den lieben Gott, mich zu bessern und alle Wesen.«

»Und mit diesem Trost,« erwiederte Rudolf, »überlassen Sie sich allen Neigungen und Abneigungen, allen Zufällen des Lebens. Hören Sie mich an, Sylvia, ich will Sie aufwecken, ich kann es nicht sehen, daß Sie dicht an einem Abgrund so glücklich weiter träumen. Sie kennen nichts von der Welt, nichts von den Menschen darin. Sie haben nur Ihren Glauben; Ihr edles, schönes Herz, welch Glück dies zu besitzen!«

»Das ist nicht so leicht, wie Sie denken,« sagte sie ernsthaft.

»Aber man kann danach streben,« meine schöne Freundin,« rief der junge Mann und ergriff ihre Hand. »Sylvia, können Sie mir das versagen?«

»Ich denke, nein.«

»So darf ich hoffen,« erwiederte er lebhaft, »und was liegt zwischen mir und der Erfüllung? Kein

vages Träumen, keine hemmenden Weltverhältnisse. Ich bin frei, bin jung und thätig, bin selbständig, ich kann einem geliebten Wesen wohl auch eine Zukunft bieten, die sich mit den Freuden und Ehren der Welt füllt. Sylvia, ich muß es Ihnen gestehen, wie tief, wie gewaltig Sie mich ergriffen haben, wie mein Herz —

»Ihr Herz? Halt!« sagte sie, »da fällt mir etwas ein. Als ich Sie zuerst sah, am Abend, wo Sie über den verunglückten Freund gebeugt standen, was war es, das da plötzlich in Ihrem Gesicht wie eine wilde Qual und Wuth zuckte. Ihr Auge war starr, Ihre Lippe bebte, ein schreckliches Lächeln verzog die Muskeln. Was war das, sagen Sie mir?«

Er schwieg eine Zeit und sah sie an, als prüfe er, ob sie Wahrheit ertragen könne, dann sagte er: »Haben Sie schon von Menschen gehört, die überall zu spät kommen, was sie auch beginnen mögen? Es fehlt nur ein Haar und sie erreichten ihr Ziel, aber eben dies Haar des Glücks fehlt und der böse Stern steht fest über ihnen, ohne je zu wanken. So ist es mit mir. Oft habe ich das erprobt, und als ich nun in jener Nacht gerufen wurde, zu Einem, der sterbend oder todt war, was bewegte da meine Brust?! Victor war der einzige Sohn des reichen Mannes, ich sein nächster Erbe. Eine Welt öffnete sich vor

mir, ein neues verhängnißvolles Leben, und nun, als ich kam, als ich mich über ihn beugte, als ich sah, daß es Ohnmacht sei, nicht Tod, daß wenige Tage hinreichen würden ihn gesund zu machen, da faßte mich die Ironie meines Schicksals, ich verhöhnte die Geister in mir und ihre Täuschungen.«

Sylvia zog die Finger aus seiner Hand und trat zurück, wie von Abscheu angeregt. »Wie nun aber, mein kluger Herr,« fragte sie, »wenn jener Mann todt war, würde der frohe Erbe dann jetzt vor mir stehen und die arme Sylvia um Liebe bitten? Wahrheit! Wahrheit!« rief sie und sah ihn mit den blitzenden Augen an, »ich lese in Ihren Zügen deutlich: Nein! er würde es nicht, er würde einen andern Weg suchen, einen andern Stab seines Glücks.«

»Umstände,« erwiederte der Arzt lächelnd, »bestimmen, was der Mensch thut; wer kann sagen: Eines schicke sich für Alles? Wer will über das grübeln, was nicht geschehen ist? Lassen Sie uns besonnen sein, Sylvia.«

»Das ist die wahrhafte Sprache,« rief sie lachend. »Sie haben Recht, aber mein alter Onkel hat auch Recht, wenn er das elende Menschenvolk verachtet, das seine Liebe, sein Hoffen, sein Glück nach den Umständen abmißt. O! Victor!«

»Sie nennen einen Namen, Sylvia, der die be=

sten Aufschlüsse zu Ihren Worten giebt. Ich fühle es schmerzlich, daß ich auch hier zu spät gekommen. Aber einiges Mitleid erfüllt mich, um dieses Namens willen, der so froh und schmerzlich auf Ihren Lippen, vielleicht in ihrem Herzen ist. Soll ich weiter reden?«

»Sie wollen mir sagen, daß, wenn ich ihn lieben sollte, dies eine Thorheit wäre.«

»Kennen Sie Victor?«

»Ja, gewiß.«

»Weil er ohne Rücksicht auf Welt und Verhältnisse, leichtsinnig seinem Blute und den Einwirkungen des Augenblicks folgte. Darum sagen Sie das, Sylvia. Hüten Sie sich vor dem Erwachen. Was Victor sagte, was er mit heiligen Eiden schwor, es war ein Spiel, er betrog sich und Sie, er kann, er darf es nicht halten.«

»Du lügst!« rief Victor heftig, und im nächsten Augenblick stand er zwischen beiden, dicht vor seinem erschreckten Vetter, der eine abwehrende Bewegung machte, dann aber laut auflachend seinen Muth sammelte. »Steht es so,« sagte er, »das habe ich nicht geahnet. Ich glaubte, mein theurer Victor habe längst die flüchtige Bekanntschaft, die der Zufall ihm verschaffte, vergessen, ich wähnte ihn an der Seite seiner schönen Braut und wünschte ihn zu vertheidigen, wenn er etwa im Rausche der Dankbarkeit gesündigt.«

Sylvia's kleine Gestalt richtete sich stolz empor, sie schien zu wachsen, als sie Victor die Hand reichte und seinem Verwandten mit dem Finger auf die Brust tippte. Der Mond trat über die Baumwipfel und warf sein glänzendes Licht auf die zarte weiße Gestalt, als sei sie ganz in silberfunkelndes Geschmeide gehüllt wie eine Fee. »Sagen Sie ihm, Victor, daß ein wahrhaft menschenfeindliches Herz, nein, daß kein Herz da innen klopft,« sagte sie sanft, »aber vertheidigen Sie mich nicht, auch sich nicht. Mein kluger Freund, hören Sie genau: ich liebe Victor, und hat er gleich eine Braut, ich liebe ihn dennoch, ja folgt er selbst den Weltverhältnissen, wie Sie es nennen, ich würde nicht aufhören, ihn zu lieben. Und nun gute Nacht, Victor, ich denke, alle Pläne und Berechnungen sollen nicht hinreichen, daß Sie mich vergessen.«

Sie eilte fort. Beide Männer standen sich schweigend gegenüber, beide scheuten die Anrede. Nach einer Minute zog Rudolf die Uhr. »Es ist spät,« sagte er, »laß uns gehen.«

»Zu spät!« rief Victor heftig.

»Für Dich? Warum?« entgegnete sein Verwandter. »Glücklicher Mensch, überall glücklich!«

»Du hast mich betrogen mit Deiner Freundschaft,

verrathen, verläumdet, unser Weg theilt sich auf immer.«

»Betrogen, verrathen?« erwiederte Rudolf kalt lächelnd, »das sind harte Worte. Du irrest. Was ich gethan, war recht und gut, ich that es für Dich und mich, ich handelte wie Dein Freund und Verwandter handeln muß. Verläumdet habe ich Dich? Wo? Wie? Diese Liebe habe ich freilich nicht vermuthet,« fuhr er spöttisch fort, »nun vollende was Du begonnen. Sie wird Dich lieben, auch wenn Du Constanzen Deine Hand reichst, sie begnügt sich bescheiden mit Deinem Herzen, sie wird Deine Geliebte sein, die wilde, schwärmende Nixe; in diesen mondhellen Laubengängen wird sie nächtlich Dich umtanzen, und Du kannst wie einer jener abenteuerlichen Paladine leben, hier die nüchterne eheliche Hausfrau, dort das Ergötzen, die geheimnißvolle Lust in den Armen einer Zauberin! Welche Lust, welche Zukunft!«

»Willst Du, daß ich Dich wie einen Elenden behandle?!«

»Kind, Kind! warum sich erhitzen?« sagte der Arzt. »Du kannst Recht haben, unsere Wege trennen sich und ich habe keine Lust, für meine treue Freundschaft vielleicht erschossen oder erstochen zu werden. Geh' hin, Du Mensch des Augenblicks, ohne Bewußt-

sein, ohne höhere Kraft, opfere einem Weibe Deine Zukunft, Dein Glück!« Er lachte laut auf. »Glück! ja, denn selbst die Reue wird Dich nicht finden.«

Er ging dem Hause zu, Victor blieb allein.

7.

Am andern Tage ließ der Banquier seinen Sohn schon am Morgen rufen. »Laß uns zusammen frühstücken, Victor,« sagte er, »so haben wir Zeit zum Sprechen. Du bist gestern nicht gekommen, das hat Constanze übel vermerkt. Sie war unmuthig, empfindlich, machte bittere Bemerkungen über Deine Vernachlässigung und sie hat ein Recht, sich zu beklagen. Mit Frauen ist das was Anderes, aber eine Braut will wie ein schlechter Schuldner behandelt sein, immer geschmeichelt, bis der Saldo ausgeglichen ist. Wo warst Du?«

»Ich war zu unwohl.«

»Folgen der Abendspaziergänge,« rief Herr Lorbach mit einem seiner schnellen Blicke auf den Sohn, »ich hoffe aber, das soll der letzte gewesen sein. Ich habe, wie immer, für Dich gehandelt, Victor, und somit hat es auch sein Gutes, daß Du nicht dort warst. Wie Rudolf erschien, kam Leben in die jun-

gen Leute. Er hat ein eigenes Wesen, wenn er will, dieser junge Mensch. Er zerstreute selbst Constanzens Unmuth, und wie nun die jungen Leute ihre sogenannten geistreichen Gesellschaftsspiele zum Deckmantel ihrer kleinen Intriguen machen, sich Zettelchen schreiben und zuschieben, sammt anderrn Possen, verhandelte ich mit dem alten Seefeld. Nun,« fuhr er lachend fort, »viel Überredung brauchte es nicht, was wir laut sagten, wußten wir längst. Die Kinder werden ein Paar, abgemacht! Die alte Großtante nickte mit dem langen Kopfe, und heut Mittag ist die Verlobung. Du fährst heut mit mir ins Haus, fällst auf's Knie, wenn Du dazu Lust hast, sonst rufst Du zärtlich: Constanze! und breitest die Arme aus; sie ruft: Victor! und fällt hinein, da schlagen wir die Mausefalle zu, und der Herr hält Dich in seinem Himmel gefangen.« Er reichte seinem Sohne beide Hände und zog ihn in seine Arme. »Mein Herzenskind,« rief er, »so sehe ich endlich meinen liebsten Wunsch erfüllt, wenn auch manche andere sich nicht bewährten. Du wirst ein schönes, genußvolles, heiteres Leben führen. Du liebst den Glanz, Deine Frau auch; ihr seid ein prächtiges Paar, wie wird man auf Bällen, Festen, Gesellschaften aller Art Euch anstaunen, und daß Ihr der Welt zu Neid Anlaß ge-

ben könnt, dafür laßt uns Alten sorgen. Ich denke, der Sohn des Banquiers soll den ahnenstolzen Aristokraten was aufzurathen geben.«

»Lieber Vater,« sagte Victor, und ein dunkles Roth, dem eine schnelle Blässe folgte, überzog sein Gesicht, »Du irrst, wenn Du glaubst, daß der Glanz des äußeren Lebens so viel Reiz für mich hat. Häuslichkeit, Liebe und Sitte sind die Genien —«

»Häuslichkeit, freilich,« rief der alte Herr, »aber eine Häuslichkeit, wie sie sich für Dich und Constanzen schickt, glänzend, gastfrei, großartig; Liebe nicht minder, und Ihr liebt Euch ja über die Maßen. Wie oft hast Du mir gestanden, es sei ein reizendes, himmlisches Geschöpf. Und wer hätte mehr Erziehung genossen, wo wäre feinere Sitte, Takt für das Schickliche als bei Ihr, he?! Ein Mädchen, die wie ein Engel singt, malt, spielt, die drei oder vier Sprachen spricht, die den gewähltesten Geschmack hat, ich sage Dir, Victor, man wird vor Neid außer sich sein, denn welche Partieen bieten sich solchem bevorzugten, edlen Wesen.« Plötzlich wurde der alte Herr ernst, und nach einer Pause sagte er: »Wäre es aber auch nicht so, mein Sohn, wäre Constanze häßlicher, hätte sie die Fehler gewöhnlicher Menschen, Du könntest und dürftest nicht nein sagen. Doch, welch alberner Gedanke,« rief er, »fort damit! halten wir uns an das

was ist, lassen wir kindischen Menschen ihre Hirngespinnste, jeder ißt die Suppe, die er sich kocht.«

»Ich habe Dir dennoch etwas zu eröffnen, lieber Vater,« sagte Victor.

»Meine Zeit ist um,« rief der Banquier und stand auf. »Heut Abend, wenn Du willst, morgen, laß das Denken und Grübeln sein, denke nur an Deine schöne Braut, sinne auf ein Hochzeitsgeschenk, aber kostbar muß es sein. Mein lieber Victor, ich bin wieder jung geworden in dem Gedanken, Dich mit Constanzen vereint zu sehen; meine langjährigen Plane sind gereift, es war nicht Dein Lebensglück allein, auch das meine, an welchem ich baute, und nun geh' und finde Dich zur rechten Zeit ein.«

Victor ging. Wo sollte er den Muth hernehmen, jetzt wahr zu sein? An der Thür stand er still, er besann sich, ein schnell entscheidendes Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er sprach es nicht aus, schnell ging er, und sein Vater horchte seinen Schritten nach.

»Narr!« sagte er heftig und stampfte mit dem Fuße auf, »muß ich Dich zu Deinem Glücke treiben, bist Du denn wirklich wie ein unvernünftiges Thier, das eingefangen und bewacht werden muß, damit es sich und andere nicht beschädigt! Ist das Blut von meinem Blut? Dieser kindische, knabenhafte, unaussprechlich thörichte Leichtsinn, der Dich ins Verderben

reißt, wer hat ihn in Dir erzeugt? O! wenn ich es ihm sagen könnte,« rief er, und ballte die Hand, »wenn ich ihm zurufen dürfte, ich weiß und kenne Deine Schande, wenn ich meinen ganzen Zorn ihm zeigen dürfte! Aber nein, solche Pinsel sind am besten zu gebrauchen, wenn man ihre krummen Striche nicht bemerkt, aber ganz leise die Haare ausreißt, die sie verursachen. Dieser da, sagte er lächelnd, ist in meiner Hand; entschlüpfen soll er mir nicht. Er hat mich fürchten gelernt von Jugend auf, und es ist ein gutes, gehorsames Kind, Ehre und Gewissen besitzt er, und hat er erst den Ring am Finger, so ist Alles abgemacht. Ich will ihn ja glücklich machen.« Mit leichterem Herzen ging er an seine Geschäfte, endlich ließ er sich anziehen. Die Uhr wies beinahe auf die Mittagsstunde, er erwartete Victor mit jedem Augenblick und sandte endlich den Diener hinauf, ihn zu rufen, während er auf und nieder ging und allerlei Entwürfe machte, seinem Sohn das Wort kurzweg abzuschneiden. Plötzlich trat Rudolf herein. Der Banquier empfing ihn mit frohem Gesicht, der Ableiter war gefunden, denn in Rudolf's Gegenwart war keine fatale Eröffnung möglich.

»Nun, Cousin,« rief der alte Herr, »Sie sind auch bei Seefeld's eingeladen?«

»Zur Verlobung?« sagte Rudolf lachend.

»Also richtig schon stadtkundig,« lächelte Herr Lorbach. »Meinetwegen ja. Victor und Constanze wird die erste Gesundheit heißen. Aber wie ist es mit Ihnen?«

»Mit mir?«

»Man schleicht nicht umsonst zu den Sylphen.«

»Ah so! Nun, ich denke, nicht übel, nur fürchte ich —«

»Was fürchten Sie?«

»Daß ich einen Nebenbuhler habe.«

»Fürchten Sie nichts, wir wollen ihn bannen.«

»Sie scheinen ihn zu kennen,« sagte der junge Mann lachend. »Wir werden ja sehen, ob der böse Geist zu bannen ist, jedenfalls habe ich mir vorgenommen, nicht leer auszugehen.«

»Das ist recht,« rief der Banquier, »verdrängen Sie ihn, er verdient es, und meinen herzlichen Glückwunsch dazu; Victor wird sich freuen.«

»Das meine ich auch. Kommt mein Sohn?« fragte der alte Herr, als der Diener hereintrat.

»Er ist nicht zu Hause,« erwiederte dieser.

Herr Lorbach zog sein freundliches Gesicht in tiefe Falten. »Hast Du Dich davon überzeugt?« fragte er heftig.

»Die Thür ist zu, und der Portier hat ihn fortgehen sehen.«

»Zum Teufel mit allen Narrenstreichen!« schrie der aufgebrachte Herr, aber sogleich fühlte er seine Unvorsichtigkeit und sagte milder: »Ich weiß nicht, ob wir warten sollen?«

»Wahrscheinlich hat er die Zeit nicht erwarten können,« meinte Rudolf.

Der Banquier ging eine Weile auf und ab, dann ergriff er plötzlich seinen Hut. »Unbesonnenheit ist das Erbtheil der Jugend,« sagte er. »Ist er nicht schon dort, so wird er doch sicher nachkommen. Lassen Sie uns gehen, Cousin, vielleicht ist es gut so. Verliebten Leuten muß man manches verzeihen, es läßt sich wenig Vernünftiges mit ihnen beginnen.

8.

Am Nachmittage, als der Garten des Professors vom warmen Sonnenlichte ganz erfüllt war, stieg aus der Laube ein bläulich feiner Dampf und Duft, und wer hinein geschaut hätte, konnte die beiden alten Herren wiederum sitzen sehen, wie vor einigen Wochen. Nur hatte der kleine Mann die Perücke nicht abgenommen und den Rock nicht ausgezogen; gravitätisch saß er seinem Freunde gegenüber, die Hand auf den Tisch gestützt, darin die lange glänzende Pfeife, aus der er so heftige Züge that, daß er ganz mit Dampf=

wolken umgeben war; die andere Hand aber ruhte auf einem Päckchen, welches mit einem dunklen Tuche umwickelt war, und das er nachsinnend oft betrachtete. Der Professor erzählte ihm etwas und lachte dazu. »Siehst Du,« sagte er, »so hab' ich's gedacht und so kommt es. Läuft der Mensch hier alle Tage vorüber, zerreißt die Stiefeln, zerrt an der Klingel, jagt dem armen Pferde die Hufe ab, schickt Billete, Alles nichts, hilft nichts, wir bleiben unerbittlich und lachen ihn aus.«

»Auch Sylvia?« fragte der kleine Herr.

»Die am meisten. Neulich erst, wie der Junge das Billet gebracht voll Liebesseufzer und sie gab es mir, da ging er eben vorüber. Komm her, Mädchen, sprach ich, sieh ihn Dir an, wie er blaß und verzweifelnd aussieht, alle Geldsäcke seines Vaters können den Glückspilz nicht froh machen. Da sprang sie lustig davon wie ein kleiner Teufel und schrie: Nein, ich will ihn nicht sehen; laß ihn verzweifeln, wenn er nichts besseres zu thun hat.«

»Sonderbar,« sagte der alte Mann, »glaubst Du, daß ihr der langbeinige Doctor besser gefällt?«

»Das ist ein Kerl mit tausend Argumenten, beweist Alles scharf und klar und weiß seine Worte zu setzen, wie ein Hofprediger.«

»Und weil er für Jeden seine Sprache hat, weil

er gelenkig ist wie ein Gliedermann, weil er zu den Mißvergnügten gehört, die voll Bosheit und Haß sind, nur eben weil die Welt ihre Verdienste nicht erkennt, darum glaubst Du, daß er dem Mädchen gefallen muß?«

»Gefallen oder nicht gefallen,« rief der Professor mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit. »Was ist das für ein abscheuliches Thema? Was geht's mich überhaupt an, was sie thut? Soll ich mich darum auch bekümmern? Ist's denn nicht genug, wenn ich gar nicht frage, was die Menschen beginnen, um sich den Sack voll Leiden vollzupacken, den sie durch's Leben schleppen?«

»Nein,« erwiederte der alte Mann ruhig. »Warum schlägst Du die Wespe da nicht todt, die so gierig am Rande Deiner Tasse saugt?«

»Was soll ich ein Geschöpf tödten, das sein armseliges Dasein in wenigen Tagen beendet hat und, vom Instinkt getrieben, leben will.«

»Warum aber,« fuhr der Andere lächelnd fort, »theilst Du den Armen Gaben aus und verbringst einen guten Theil Deines Einkommens damit?«

»Warum drängt sich das Gesindel zu mir?« rief der Professor. »Ist es meine Schuld, kann ich es ändern? Ich sperre mein Haus, ich gebe strenge Be-

fehle, ich sage ihnen harte Worte, aber sie finden den Weg, und ich gebe, weil ich sie verachte!«

»Du irrst,« sagte der alte Mann sanft, »Du giebst, weil Du sie liebst; weil eine Stimme in Deinem Herzen ruft: Ihr armen Unglücklichen, ihr gehört, wie ich, dieser Welt an; Dein Zorn wendet sich gegen das Elend, nicht gegen die Elenden, gegen den Schöpfer, nicht gegen die zitternden, verblendeten Geschöpfe, die wie diese Wespe durch den großen Garten irren, Genuß und Nahrung suchen, von Instinkt getrieben leben und glücklich sein wollen, bis ein Schlag sie trifft, oder der Winterfrost, oder eine mörderische Folge ihrer Begierden.«

Der Freund senkte den Kopf. »Haben sie nicht Vernunft und Willen erhalten?« murmelte er.

»Wenig, blutwenig!« rief der kleine Herr, und seine ausgedörrten Züge belebten sich; »frage die Weltgeschichte, sie wird Dir Nachricht geben, wie es mit der gepriesenen Vernunft steht. O! wenn sie Vernunft und Willen besäßen, wie heiligschön müßte das Leben sein, wie groß und göttlich diese Menschen. Aber es kann nicht anders sein,« fuhr er düster fort, »und darum müssen wir die Ausgestoßenen lieben, trösten, ihr Elend lindern. Wer klarer sieht, der führe die Blinden, der lasse sie nicht fallen und ver=

derben. Sylvia ist Dein Erbe auf Erden, Du hast die nächste Pflicht sie zu behüten, sie mit dem Leben bekannt zu machen und ihr Glück darin zu sichern.«

»Oho!« rief der alte Mann spöttisch, »Du bist ja heut ganz verzweifelt liebevoll gesinnt. Macht das etwa, weil Dein schwarzes Kleid da bei Dir liegt, oder weil Du einen armen Narren mit Hoffnungen auf den Himmel so eben in sein kaltes Grab schicktest?«

»Schlimm genug, daß sie dies Kleid nöthig haben, um getröstet heimzugehen,« erwiederte Conradi; »aber Du alter Sünder weißt nicht, was der Glaube thut. Die Menschen bedürfen eines solchen Kleides, um nicht, wie wilde Thiere, sich ganz und gar zu zerreißen. Es hängt ein geheimnißvolles Grauen und Schauen an jeder Falte, und wenn Du sagst: Ströme von Blut und Elend sind daraus hervorgequollen, so mußt Du auch nicht vergessen, daß es Segen und Frieden brachte, daß es die Welt aufbaute, und oft den Unglücklichen und Verfolgten schützte vor der Hinterlist und Macht der Gewaltigen.«

Der Professor wollte antworten, als sein Blick auf den Schatten eines Menschen fiel, der sich rasch der Laube näherte. Im nächsten Augenblicke stand er auf, die Sprache versagte ihm, dann aber schrie er mit aller Heftigkeit: »Was wollen Sie hier? Wen suchen Sie?!«

»Meinen Sohn,« sagte der Banquier Lorbach kalt und trat dem Eingange näher. »Ich komme, weil es nöthig ist; schwerlich würde ich sonst Ihre Ruhe stören.«

»Was kümmert mich Ihr Sohn,« rief der Hausherr im größten Zorn. »Ich sah ihn nicht, seit er mein Haus verließ, mag und will ihn auch nicht wiedersehen, so wenig wie seinen Vater.«

»Diese Zusicherung ist mir angenehm,« erwiederte Lorbach. »Lassen Sie uns als verständige Männer überlegen; ich glaube gern, daß Ihnen so wenig wie mir an einem Liebeshandel der unbesonnenen jungen Leute liegt.«

»Liebeshandel?« rief der alte Herr, »o! vortrefflich gesagt.« Er sah den Banquier mit spöttischen Blicken an. »Wenn Ihr Sohn sich verliebt hat, was kümmert's mich? Wenn es Ihnen Sorge macht, sehr gut! Wenn er in Verzweiflung wie ein junger Narr geräth, das freut mich wahrhaftig. Sylvia lacht ihn aus, sie verspottet ihn, und mit dieser Erklärung können Sie beruhigt nach Hause gehen.«

»Nicht so ganz. Wollen Sie mir ein kurzes Gespräch unter vier Augen schenken?«

»Nein,« sagte der Professor. »Wünschen Sie noch etwas, so reden Sie, mein alter Freund Conradi kann Alles hören.«

»So sage ich Ihnen,« rief der Banquier mit Nachdruck, »daß Sie nicht wissen, was in Ihrem Hause vorgeht. Ihre Nichte hat Zusammenkünfte mit meinem Sohn; erst gestern Abend sind hier in Ihrem Garten Liebesschwüre gegeben und empfangen worden. Sie werden wohl einsehen, Herr Helmstädt,« fuhr er ruhiger fort, »daß eine solche Verbindung nicht Statt finden kann. Sie werden mein Ansehen Ihrerseits unterstützen.«

»Ich werde es nicht nöthig haben,« sagte Helmstädt verächtlich.

»Um so besser, indeß hören Sie mich ganz. Victor soll heute seine Verlobung feiern. Er ist nicht zu finden; ich muß vermuthen, daß dies auffallende Benehmen mit seinen heimlichen Wegen in Verbindung steht. Wo befindet er sich, wenn er hier nicht erschien?« Die grauen Augen des Banquiers suchten durch die Wege des Gartens, dann fuhr er langsam fort: »Er kommt gewiß und ich traue Ihnen so viel Ehre zu, ihn für immer zu entfernen, diese Kinderstreiche mit einem Schlage zu enden.«

»Wir werden ja sehen,« sprach der Professor vor sich hinschauend.

»Ich biete Ihnen Alles an, was in meiner Macht steht. Glauben Sie, daß Ihre Nichte eine Veränderung des Aufenthalts bedarf, daß Zerstreuung ihr

Noth thut, machen Sie eine Reise nach Paris, nach Italien, meine Creditbriefe sollen Sie begleiten; meinen Sie, daß ernste Ermahnungen wirken können, ich will sie selbst sprechen; oder daß vielleicht eine schnelle Heirath, eine anständige Versorgung am Besten thäte, ich könnte ihnen eine gute Partie vorschlagen.«

»Gott im Himmel!« rief der Professor und faßte mit beiden Händen seinen Kopf, »der weiß für Alles Rath; warum hat er nicht die Welt gemacht?!«

»Helmstädt,« erwiederte der alte Herr mit strenger Stimme und gerunzelter Stirn, »die Zeit ist über unsrer Jugend fortgezogen; gereift, gebückt, dem Grabe nahe, stehen wir noch einmal uns gegenüber. Keine Täuschung, keine Phantasterei leite uns irre, aber auch kein Zorn um das Geschehene. Wir können uns nicht Freunde nennen, wir wollen es auch nicht; von Ihrer Welt zu der meinen baut sich keine Brücke.«

»Weder von Gold, noch von Achtung und Vertrauen,« sagte der Professor.

»So lebe und sterbe denn jeder in der seinen,« fuhr der Banquier feinlächelnd fort; »wir wollen uns gegenseitig nichts aufdrängen, und mein Sohn« — er hielt inne und bedachte sich, ein Gedanke sprang ihm auf, durchdringend blickte er den alten Bekannten an — er ist auch ein Phantast, aber er kann nicht vergessen, was er sich und mir schuldig ist.

»Das heißt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,« lachte der alte Herr.

»Ich gehe,« erwiederte Lorbach und ergriff seinen Hut. »Ihre Ausfälle berühren mich nicht, Jeder nach seiner Weise, aber hören Sie noch ein Paar Worte: Ich habe mein ganzes Leben über mich bemüht, ein rechtschaffener Mann zu sein und mein Werk wohl erfüllt. Den Verstand, den mir Gott gegeben, habe ich zum Nutzen und Besten meiner selbst und vieler meiner Mitmenschen verwendet. Wie ein kluger Säemann habe ich meine Saaten ausgestreut und meine Speicher gefüllt, denn ich legte die Hände nicht in den Schooß, ich verachtete und verspottete nicht, was da geschaffen, verlor keine Zeit mit unnützen Grübeleien, scheuchte die Menschen nicht von mir und verdammte sie, sondern wußte sie zu gewinnen und nützlich zu machen. So steht es mit uns, Helmstädt, Sie hassen mich; hassen Sie sich selbst, denn was Sie traf, war Folge Ihrer Handlungen. Ihr langes Leben hatte keine Frucht, weil Sie selbst alle Blüthen zerbrachen, und statt zu wirken und zu streben, lästern Sie nur Gott, den ewig thätigen, lästern die Welt, verspotten beide und sehen nicht ein, wie Sie selbst zur Karikatur Ihrer Vernunft geworden. Ich bemitleide Sie, aber ich werde alle Mittel anwenden, mein Kind vor dieser Höhle des Unsinns zu bewahren.«

Der Professor hatte ihn ruhig angehört, weit ruhiger als zu erwarten stand. »Ich bin ein alter Mann,« sagte er dann, »mein Grab liegt vor mir, Sie haben Recht, aber sehen Sie, Herr Lorbach, es ist seltsam, ich bereue nichts! Wissen Sie denn so gewiß, daß Haß und Lästerung gegen Gott und Menschen mich mit solchem bittern Zorn füllte? haben Sie nie davon gehört, daß die höchste Liebe, eine Wehmuth, die man nicht aussprechen kann, die tiefsten Seelenschmerzen über das Unglück unserer liebsten Freunde, das wir mit aller Angst nicht zu ändern vermögen, uns zum verzweiflungsvollen Spott und bis zur Wuth aufreizen können? — Doch das verstehen Sie nicht. Sie haben nur Flüche ausgestoßen und Verzweiflung empfunden, wenn ein Kaufmann fallirte, der einen Wechsel unbezahlt ließ; um das große Fallit der Menschen, um die Wechsel, die der Himmel ausgestellt und unbezahlt gelassen hat, haben Sie sich nie gekümmert. Ich flüchtete mit meinen Schmerzen in diesen kleinen Raum unter dankbare Blumen und Bäume, ich wollte nichts von der Menschheit sehen, weil ich wußte, ich konnte ihr doch nicht helfen. Doch was fragen Sie nach den Astern und Goldlack? deren Gold hat keinen Klang und keinen Cours an der Börse; was kümmern Sie die fallenden Blätter der Silberpappeln? Götterbildniß ist darauf geprägt, aber

das des Königs fehlt. So, Herr Lorbach, steht es mit uns, aber ich hasse Sie nicht, ich bemitleide Sie wohl mehr und aufrichtiger, als Sie mich. Sie thaten, wie die Menschen thun, und können sich zum Troste sagen: mir sei Recht geschehen. Ja gewiß, mir ist Recht geschehen, und nun gehen Sie, nützen Sie der Welt weiter, ich werde die Menschen weiter hassen, dies elende, verderbte, schmutzige Gesindel, das in seinen tausendfachen Ketten mit Freiheit und Göttlichkeit prahlt.«

Der Banquier schüttelte schweigend den Kopf, dann wandte er sich, ohne ein Wort zu sagen, um und ging langsam aus dem Garten.

Ebenso schweigend streckte der alte schwarze Herr seinem Freunde die Hand hin, der Professor legte die seine hinein, mit der andern stützte er den Kopf. So saßen sie beide eine Weile.

»Armer Helmstädt,« sagte der kleine Herr endlich, »seine Wahrheit hat Dir wohlgethan.«

»Seine Wahrheit!« rief der alte Mann, »hat er denn Recht? Ist diese verschmitzte gierige Klugheit, dies endlose Rechnenexempel gegenseitigen Betruges das Ziel aller unserer Hoffnungen?«

»Ja,« versetzte der Freund bitter lächelnd, »und wer das rechte Facit zu ziehen weiß, bleibt Meister. Kämpfe dem bösen Feind seine Beute ab, ringe mit

ihm, hier gilt es Hammer oder Amboß sein. Ein Menschenleben ist kurz, was liegt jenseits der Brücke? Hier ist unser Schauplatz, hier blüht unser Glück, hier kreuzen sich die Lebensgewebe, jeder suche das Seine breit und groß zu machen, was nützt es ohnmächtig zu klagen? Es wankt vom grausamsten Kampfe kein Halm, kein Helfer streckt den Arm aus den Wolken, sie schlachten sich erbarmungslos ihren kleinen und großen Götzen, hilf dir selbst, so hat dir Gott geholfen!«

»Wie er diese letzten Worte mit starker Stimme sprach, kam Victor Hand in Hand mit Sylvia raschen Schrittes den Weg herauf.

Sein Gesicht war erhitzt und seine Stimme zitterte, als er grüßend hereintrat, Sylvia aber lächelte ihm zu und sagte: »Laß mich sprechen, Du bist zu sehr bewegt, Lieber; ich weiß genau, was ich sagen muß.«

»Oheim,« begann sie, »Du siehst hier zwei Menschen, die sich lieben und ganz bestimmt glauben, es stand so geschrieben, daß es nicht anders sein konnte. Andere Leute glauben das nicht und meinen, es könne nimmermehr daraus etwas werden. Wir sagen jedoch, es sei unser Glück, und wollen glücklich werden, mag geschehen was da will. Victor hat seine Braut, die man ihm bestimmte, verlassen, nun ist er gekommen und sucht seinen Frieden bei mir.«

»Und Du,« sagte der alte Mann, Du hast ihn aufgenommen?«

»Ich habe ihn erwartet, und will ihn nie verlassen. Wohin er geht, ich will ihn begleiten, was sein Schicksal ist, ich will es theilen.«

»Mit welchem Rechte, Du armes Kind?«

»Mit dem Rechte meiner Liebe!«

»Ah!« rief der Oheim traurig, »das hab' ich auch verschuldet. Du weißt nicht, was Du sagst. Dein heiliges Recht ist ohne Schutz, es ist dem Hohne, der Verachtung Preis gegeben. Morgen schon vielleicht ist es auf ewig erloschen. Er stößt Dich fort und sie weisen mit Fingern auf Dich. Er jagt Dich von seiner Thür und vergebens rufst Du: Gott hat es gewollt! Sie fragen, wo ist das Stück Papier, wo hast Du die Gebühren bezahlt und den Segen erhalten? Die Liebe, die Gott in Dein Herz gelegt, ist ein Verbrechen. Leichtgläubiges, unglückliches Kind! reiß sie aus mit der Wurzel. Traue dem nicht, der Dir schwört, sie solle ewig währen. Ewig! was ist die Ewigkeit dieses Geschlechts? Die Menschen bedürfen Zwang und Ketten für Alles, auch für die Liebe. Er kennt sich nicht, er folgt der blinden Leidenschaft, und morgen schon faßt ihn die Reue. Es ist falsch, was er sagt, es ist eine abscheuliche Lüge, die Dich

verderben soll, stoß ihn fort von Dir! ich kenne dies Gesicht, es hat auch mich betrogen.«

Sylvia schüttelte lächelnd und schmerzlich den Kopf und sah Victor zärtlich an, der still neben ihr stand.

»Und Sie, junger Mann,« fuhr der Oheim mit finsterem Ernste und bedächtig fort, indem er näher trat, »welcher böse Dämon treibt Sie zu diesem Werke? Sylvia ist ein Kind ohne Erfahrung, wollen Sie das so schlimm benutzen? Ihr Vater sucht Sie, eine Braut erwartet den Bräutigam, Reichthum, Ehren und ein bewegtes, gesegnetes Leben liegt vor Ihnen, und was bringen Sie diesem armen Kinde, das nichts hat, als sein unbedachtes Herz?! Bedenken Sie Alles, wie ein Mann es thun muß, der sich mit dem Leben entzweien will, seiner heißen Empfindungen wegen. Sylvia ist ein reicher Schatz von Liebe und Güte, aber Sie können ihn nicht heben, ohne ihn zu zerstören, oder sich selbst. Bedenken Sie, daß die Leidenschaft flieht, bedenken Sie auch Alles, was Sie mit der Welt verbindet, dann fragen Sie sich, ob Sie erwacht vom wüsten Sinnentaumel in einer Liebe Glück finden können, die überall von bösen Geistern bewacht wird.«

Eine tiefe Stille folgte. Victor's Gesicht malte den verzweiflungsvollen Kampf seines Herzens, den

Sylvia mit steigender Angst bewachte, und doch glänzten ihre Blicke sanft und ermuthigend. Sie legte ihre Hände gefaltet auf die seinen und sagte mit kaum hörbarer Stimme: »Entscheide wie Du willst, wer lieben kann, kann leiden!«

»O Sylvia,« rief Victor und Thränen überströmten sein Gesicht, »nie kann ich entsagen, aber Dein Oheim hat Recht, mit unreiner Hand darf ich diesen edlen Schatz nicht heben. Mein Vater ist hart, und das Leben ist es; vergebens suche ich einen Weg der Versöhnung. Aber wer lieben kann, kann hoffen! Ich fürchte den Tadel nicht, den Spott oder den elenden Hochmuth der Menschen, ich zittre nur für Dich. Doch die Zeit ist die Trösterin und Helferin der Menschen, ihr wollen wir vertrauen, treu und bedachtsam, ich wanke nicht.«

Da trat der alte Mann im schwarzen Kleide aus der Laube dicht vor die beiden und sah sie mit seinen trüben großen Augen an. »Die Zeit hilft, Ihr armen Kinder,« sagte er, »sie hilft über Leid und Glück bis ins Land der Vergessenheit, aber sie rauscht dahin als ein ewiger Strom, unaufhaltsam, und keine Welle kehrt zurück. Verliert nichts davon, keinen Tropfen, keinen Hauch; die Zeit ist ja das Lebensmaß, und wie kärglich ist es gemessen! Was hält Euch ab, glücklich zu sein, wenn Ihr den Muth dazu habt? Junger

Mann, können Sie den Vorurtheilen der Welt Trotz bieten, sind Sie bereit, diesem Mädchen Ihre Hand zu reichen, als Ihr treuer Gefährte, Alles Glück und Leid mit Ihr zu theilen? Können Sie den Zorn selbst derer tragen, die Ehrfurcht und Gehorsam nach dem Gesetz fordern?«

»Ich kann Alles tragen,« erwiederte Victor erstaunt, »aber ach! nie wird mein Vater einwilligen, und er hat Macht genug, meine Absichten zu hindern.«

»Es ist ein Gebot in der Welt,« sagte der Greis mild lächelnd., »das Böse zu bekämpfen, wo man es findet, seine Waffen stumpf zu machen, klug und leise, wenn es geht, und kein Mittel zu scheuen, wo es gilt gegen die Lüge auf Erden zu streiten. Als ein Diener des ewigen Gottes, der die Welt erschaffen und alles Leben darin, frage ich Euch, ist es Euer fester Wille, Euch ehelich anzugehören als Mann und Weib, so will ich Euch vereinigen.«

»Allmächtiger Gott!« rief Victor, das wollen, das können Sie? Ja, und tausendmal, ja! O! meine Sylvia, da ist der Weg, er ist gefunden, Du bist mein vor Gott und Menschen, was frage ich nach ihrem Zorn!«

Der Greis war zurückgetreten, er knüpfte das Tuch auf, welches Talar und Baret enthielt, nahm das Crucifix und das heilige Buch und hieß das

junge Paar vor sich hintreten, dicht an den Eingang des grünen Geheges, dessen Blüthen und Ranken, im sanften Winde wiegend, sich wie ein Kranz um Sylvia's Stirn legten. Dazu blickte die Abendsonne neugierig durch das dichte Geblätter, die warme glänzende Luft füllte den Raum ganz durchsichtig rein und wolkenlos bis zum tiefen Blau des unermeßlichen Gotteshauses. In den Blumen summten die Käfer ab und auf, schöne Insekten spielten und schimmerten in bunten Farben und aus den Bäumen begleitete der Gesang eines Vogels die Gebete und Worte des priesterlichen Greises, welche feierlich leise wiederhallten. Nun fragte er, ob sie entschlossen seien, einen ewigen Bund zu schließen und sich begehrten? Da riefen Beide ein entzücktes »Ja« und sahen sich mit freudetrunkenen Augen an, bis sie plötzlich in einer langen zärtlichen Umarmung fast nichts mehr von dem ehelichen Segen hörten.

»Ihr guten Kinder,« sagte der alte Mann gerührt, »Ihr werdet glücklich sein, auch ohne durch das Symbôl des Ringes erinnert zu werden, daß Ihr es unauflöslich sein sollt, uud da nun diese Ringe fehlen —«

»Sie fehlen nicht, fiel Sylvia ein.« Schnell nahm sie Victors Hand, streifte einen schmalen Goldreif von seinem kleinen Finger, und nun zog sie an

einem Bändchen etwas aus ihrem Busen, löste es ab und reichte zwei Ringe dem Prediger, indem sie einen forschenden, lächelnden Blick auf ihren Oheim warf, der scharf hinschaute, dann erstaunte, sann und immer heiterer begriff, was sie that. Zuletzt konnte er kaum die Zeit erwarten, bis die Handlung vollendet war, mit dem letzten Worte nahm er Sylvia in seine Arme, dann Victor, an dessen Hand er den alten, massiven, verblindeten Ring betrachtete, mit dem Kopfe nickte, lachte und den verwunderten jungen Mann mit väterlicher Zärtlichkeit herzte. »So ist es gut und recht,« rief er aus, »ausgelöscht auf immer soll es sein. Vergilt es ihr, mein Sohn, mache sie glücklich, sie verdient es. Ich will wieder jung werden mit Euch; wie schön, wie versöhnend ist diese Stunde! Ich will Dich lieben, Victor, ich habe ein Recht dazu, ein heiliges, edles Vaterrecht, das soll mir Niemand nehmen.«

Jetzt hörten sie ein heftiges Gezänk an dem Gartenthore und die durchdringende Stimme des Banquiers, der sehr vernehmlich rief: »Ich will und muß hinein, halte mich nicht auf, Du Schlingel! er ist hier zu finden, ich habe die vollste Überzeugung.« Somit stieß er den Jungen zurück, kam schnellen Schrittes näher und erblickte sogleich seinen Sohn und Sylvia in dessen Armen.

»Ungerathener! Leichtsinniger!« schrie er schon von

fern, »und was ist das? Sie, Sie dulden es?« rief er und blickte den Professor an, der ganz glücklich es ansah.

»Da müssen Sie den schwarzen Mann dort schelten,« erwiederte er freundlich, »der hat es den jungen Leuten im Namen seines Gottes befohlen, sich bis in Ewigkeit zu lieben und zu küssen.«

Der alte Lorbach blieb entsetzt stehen. Er maß den Priester im Ornat, und sagte dann: »ich will nicht hoffen, daß hier ein schändliches Possenspiel getrieben wurde?«

»Sie mögen es immerhin so nennen,« versetzte der alte Herr, »ich aber habe, kraft meines hohen Amtes, hier unter dem Gottesdome, im Angesicht des ewigen Herrn der Welt ihre Hände zusammengefügt, damit arglistiger Hochmuth zum Falle komme.«

»Das ist null und nichtig,« rief der Banquier erblassend.

»Es ist eine Ehe, der Niemand etwas anhaben kann.«

»Fürchten Sie das Gesetz, Herr,« schrie Lorbach außer sich; »ich gehe an das Consistorium, an den König selbst. Ich bringe die härteste Strafe über Sie.«

»Ich fürchte nichts,« sagte der alte Mann lächelnd. Was können Sie bewirken? »Meine Absetzung

im schlimmsten Falle. Nun wohlan, ich scheide mit der Überzeugung, mein bestes Werk gethan zu haben. Aber diese Ehe bleibt gültig,« fuhr er mit starker Stimme fort, »sie ist heiliger und reiner geschlossen durch Liebe und Vertrauen, als die meisten am kirchlichen Altare. Sie aber, gehen Sie hin, schreien Sie Ihre eigene Schmach aus; Sie haben Disteln gesäet und ernten Dornen! Man wird Sie verspotten und dennoch ist die reiche Braut, die Sie erwählten, auf immer für Ihren Sohn verloren. Wandeln Sie Ihr Haus denn zum Asyl des Kummers und der Sorgen um, betäuben Sie Ihr Gewissen, denken Sie nicht daran, daß diese Verbindung selbst eine Versöhnung Ihrer eigenen Jugend in sich schließt; reißen Sie den Sohn aus Ihrem Herzen, enterben Sie ihn, fluchen Sie ihm, ich werde ihm den Segen Gottes verkündigen und dieser wird ihn begleiten.«

Der zürnende Vater war zu verständig und an kluge Überlegung und Selbstbeherrschung zu sehr gewöhnt, um das Wahre in diesen Worten nicht einzusehen. »Hätte ich noch einen Sohn,« sagte er finster, »so würde ich diesen gewiß verstoßen. So werde ich meinen Schmerz zu tragen suchen und den Schwachkopf verachten, wie er es verdient.«

»Vater,« sagte Victor bittend und ihm näher tretend.

»Rühr' mich nicht an,« rief der alte Herr, »geh' und suche nie zu bereuen, was Du gethan. Geh' auf Dein Gut, ich will nichts hören, nichts wissen von Dir. Verbirg Dich und Deine« — hier warf er einen Blick auf Sylvia, die ihn bittend, liebend anschaute — »Deine Unbesonnenheit vor der Welt, kehre nie dahin zurück, und Gott vergebe denen, die mir das Leid zufügten.« Dann wandte er sich zu dem Professor: »Und Sie, unversöhnlicher, alter Mensch, sind Sie nun zufrieden, gesättigt? Ich sage Ihnen, Sie haben jung wie ein Thor gehandelt, jetzt aber noch viel schlimmer.«

Er ging schnell davon und hörte nicht auf die lauten Worte des Gescholtenen, der ihm lustig nachrief: »Judas! Judas! ich sage Dir, Deine Sünde ist von Dir genommen, so Du heimgehst und Dich bekehrest.«

Conradi nahm seinen Freund bei der Hand und führte ihn fort, da sah Victor auf und Sylvia stand vor ihm, wie verklärt vom rothen Sonnenlichte, das aus dem Abendhimmel strömte. »Du bist mein,« rief er, »auf ewig mein! Deine Liebe, unser Glück muß ihn versöhnen!«

»So laß uns glücklich sein,« erwiederte sie leise. »Hörtest Du, was der alte Mann sagte? Laßt keine Zeit vorübergehen, wo ihr es sein könnt. Das Leben

ist den Menschen so kärglich zugemessen, das Glück hängt an Minuten, o! mein Victor, wie glücklich bin ich!«

* * *

Nach einem Jahre saß Herr Lorbach in seinem Kabinet mit verschränkten Armen und schaute auf zwei Karten, die vor ihm lagen. In der einen zeigte Rudolf seine bevorstehende Verbindung mit Fräulein Constanze Seefeld an und der Banquier warf einen bittern, schmerzlichen Blick darauf; die andere lud zum Tauffeste ein, und daneben lag ein Brief voll kleiner, feiner Schriftzüge. »Viel Gefühl,« sagte der alte Herr, »und nebenbei wirklich recht verständig klug, der Narr, der Victor!« Er sah umher und seufzte. »Es ist einsam allerdings hier, langweilig, ich glaube, ich bin zehn Jahre älter geworden und Victor schreibt, nur meine Verzeihung fehle, um ihn zum allerglücklichsten Menschen auf Erden zu machen. O! der Thor! aber er hatte immer ein allzuweiches Herz. Der alte Mensch, der Professor; es ist fatal, daß er dort ist, aber es ist belustigend, und —« er stand plötzlich auf und legte die Hand wie gewöhnlich auf seine Stirn. — »Nun wahrhaftig,« rief er, »soll ich mir darum meine paar alten Tage verbittern, meinen Sohn, meinen Enkel missen? Geschehen ist geschehen, was sich nicht ändern läßt, muß ertragen sein, und

wenn ich bedenke, was meine Jugend — Halt da! keine Vorwürfe, ich habe nichts zu bereuen, aber —« er öffnete die Thür: »Franz! Postpferde in einer Stunde, und den Reisewagen in Stand gesetzt, wir fahren zur Taufe!«





